

Das Werk

Monatschrift

der

Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft

XVIII. Jahrgang

Januar bis Dezember 1938



Düsseldorf 1938

Gesamt-Inhaltsverzeichnis

XVIII. Jahrgang (Januar bis Dezember 1938).

I. Einzelne Gruppen

(Mit Bildern = *).

1. Leitartikel; 2. Industrie und Technik; 3. Naturwissenschaften; 4. Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst und Literatur; 5. Staat und Wirtschaft, Arbeit und Beruf; 6. Unterhaltung und Wissen; 7. Romanausschnitte, Novellen und Erzählungen; 8. Gedichte; 9. Reisen, Länder und Völker; 10. Die Rundschau; 11. Biographien; 12. Radierungen, Zeichnungen, Holzschnitte und Lichtbilder, die nicht zum Text gehören; 13. Schaubilder aus Politik, Wirtschaft und Volkswohlfahrt.

1. Leitartikel.

	Seite		Seite
Denken und Thun, Thun und Denken . . . Von Goethe . . .	1	Leben. Was unser — bestimmt . . . Von Theodor Fontane . . .	429
Deutsche. Wenn der — . . . Von Gustav Freytag . . .	133	Ordnung. Vom Ringen um eine höhere —. Von Eugen Diesel . . .	385—386
Frühlingsgruß an das Vaterland. Von Max v. Schenkendorf . . .	89	Persönlichkeit. Die — kann . . . Von Ernst Krieck . . .	197
Handeln ist leicht, Denken schwer . . . Von Goethe . . .	45	Vermächtnis an Deutschland. Von Emil Kirdorf . . .	261
Jahr. Es wird das — stark und scharf hergehen . . . Von Friedrich dem Großen . . .	305		

2. Industrie und Technik.

Bergbaues. Rede zur Eröffnung des neuen — von Ilmenau 1784. Von Goethe . . .	2
* Bergleute. Deutsche — des 16. Jahrhunderts im Auslande . . .	241
* Bergmänner. Deutsche — als Erfinder und Pioniere der Eisenbahn. Von St. W. Landgräber . . .	494
* Eisenbahnen. Die ersten — Westdeutschlands. Von Adolf Helbig . . .	495—496
* Eisenindustrie. Japanische —. Von Dr. Hugo Racine . . .	489—491
* Erzberg. Besuch auf dem —. Von W. Debus . . .	331—342
* Fortuna. Besuch auf Grube —. Von W. Debus . . .	3—14
* Stahl land Amerika. I. Teil: Natur und Technik. Von Otto Behrens . . .	413—420
* Stahl land Amerika. II. Teil: Stahlbauten, Verkehrswege, Transportmittel. Von Otto Behrens . . .	445—453
* Stahl und Eisen. Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. Von R. F. M. . . .	501
* Technische Gedenktage . . .	Heft 1—12
* Thomasstahlwerk. Im —. Von W. Debus . . .	439—446
* Vereinigte Stahlwerke A.-G. Die — im ersten Jahr des Vierjahresplans . . .	115—122

3. Naturwissenschaften.

Begabung. Das Gesetz der —. Von Dr. H. Woltereck . . .	74
Bienen. Stundenplan der —. Von Dr. E. Walter . . .	167
* Blutforschung. Der Stand der —. Von Professor Dr. Viktor Schilling . . .	19—22
Chemie der Atome. Von Dr. W. Siebert . . .	506
Düfte. Geheimnisse um —. Von Dr. P. Richter . . .	234
Forschungsbilanz 1937. Von Dr. H. Woltereck . . .	81—82
Familienähnlichkeit. Geistige —. Von Professor Dr. M. H. Baege . . .	18
Mensch. Der — als Laboratorium. Von Dr. H. Woltereck . . .	456
* Reiter am Niederrhein. Von Johannes Heinrich Braach . . .	367—369
Sommers. Musik des —. Von Dr. E. Walter . . .	295

4. Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst und Literatur.

* Berg-Abc. Kleines —. Von Dr. Helmut Gumbel . . .	471—474
Blut. Der heiße Tropfen im —. Von Maximilian Böttcher . . .	363—366
Brahms. Aus Johannes — Jugend. Von Professor Dr. Walther Schneider . . .	464
Bücher werden Heimat. Von Johan Luzian . . .	225
* Burg. Die deutsche —. Von Professor Dr. Michael Birkenbihl . . .	91—96
Deutschen. Die großen —. IV. Weltanschauung und Philosophie. Von Professor Dr. Walther Schneider . . .	76—77
Deutschen. Die großen —. V. Naturwissenschaften. Von Professor Dr. Walther Schneider . . .	184—185

	Seite
* Dichter. Wo deutsche — wohnen. Von Hanns Arens	31—33
* Dichtertum. Fragmente über das —, den Dichter und das Dichterische. Von Otto Heuschele	355—357
* Eisen. Vom steirischen —. Von Dr. Hans Klopfer	323—330
* Eisenguß. Künstlerischer — um 1800. Von H. Dickmann	455—460
* Familiennamen. Alte deutsche —. Von E. Koller	465—468
* Fastnacht. Niederheinische — im 15. Jahrhundert. Von Hermann Rohde	73
* Fehrbellin. Die Schlacht bei —	198
* Kampfmittel. Vorläufer neuzeitlicher —. Von Dr. H. Popp	169—174
* Kunst und Technik in der Großen Deutschen Kunstausstellung 1938. Von Oskar Franz Schardt	431—438
* Kunstblicks. Etwas zur Geschichte des —. Von K. Hildebrand	430
* Kurfürst. Der Große — und die Rheinlande. Von Professor Dr. Walther Schneider	199—202
* Lebkuchen. Kulturgeschichte in — und Marzipan. Von Wilhelm Strache	475—476
* Lesens. Von der Kunst des —. Von Otto Heuschele	230
* Mittelalters. Das Gesicht des deutschen —. Von J. Schneider-Lengnel	277—285
* Monatsbilder vom 9. bis 16. Jahrhundert. Von Dr. Hermann Gerstner	25—27
* Petrarca als Bergsteiger. Von Professor Dr. B. Hartmann	359—361
* Photographie. Die wahrhaftige —. Von Lothar Rübelt	149—156
* Preußentums. Der Begründer des —. Von Professor Dr. Walther Schneider	307—310
* Recht. Das — im Leben und Brauchtum des Mittelalters. Von Dr. G. K. Schmelzeisen	97—101
* Stimme. Als ich meine — zum erstenmal hörte. Von Adolf von Hassfeld	75
* Taustabes. Die Bedeutung des — an westfälischen Fachwerkhäusern. Von W. Sandkühler	183
* Träumer. Ein deutscher — und Seher. Von Professor Dr. Walther Schneider	102
* Über mich selbst. Von Erich Palmowski	345—348
* Völker. Woher die — ihre Namen haben. Von G. Hammer-Seelmann	235—240

5. Staat und Wirtschaft, Arbeit und Beruf.

	Seite		Seite
Arbeit und Gesundheit im Bergbau. Von A. Steinrötter	108	* Beherlinge auf Prämienfahrt. Von Johannes Dörfers	53—58
Ergiehung. Gedanken über —. Von Ernst Kriek	46	* Ordnung des Zusammenlebens. Von Claus Schrempf	63—64
* Handwerks. Ehrenschaue des —. Von Nikolaus Schwarzkopf	287—294	* Ostmark. Die wirtschaftliche Bedeutung der —. Von N. Bone	319—322
HOFFNUNG UND ERFÜLLUNG. Von v. Hindenburg	90	* Stapellauf Neubau 754. Von W. Debus	135—148
* Kolonialbahnen. Das Schicksal der deutschen — in Afrika. Von Theodor Kaiser	405—408	* Übungsfirma hinter Stachelbraut. Von J. K. Koch	126
* Lehrjahre. Die — des Industriekaufmanns. Von Dr. Robert Blum	47—52	* Volk und Raum, Raum und Leistung. Von Dr. Claus Schrempf	157—158
		* Weltwende. Von Hermann Stegemann	306
		* Wirken, Arbeiten, Leisten. Von Albert Albkner	109—114

6. Unterhaltung und Wissen.

* Barte. Die Art im —. Von A. Niklitschek	175—177	* Kinematographie. Gadweard Muybridge, der Vater der —. Von Wolfgang Schade	250—251
* Bären. Die —. Von Albert Bergien	123	* Mensch. Der — stirbt nicht, er bringt sich um. Von Dr. med. Zielhoff	371—372
* Duden. The english — und — français. Von R. Schlißsupp	243	* Tropen. Sind die — wirklich ungesund? Von Hermann v. Freeden	404
* Erdhaus. Von —, Mondhütte und Sonnenberg. Von Karl Friedrich	244	* Vorstellungsleben. Unser — im Traum. Von Professor Dr. M. H. Baege	370
* Falkenjagd. Von Otto Kofe	477—479	* Warm. Wenn es uns zu — wird. Dr. W. Hartmann	258
* Gartenjahr. Das ewige —. Von Kurt Bellmann	231—233		

7. Romanabschnitte, Novellen und Erzählungen.

Apollofalter. Der —. Von Rudolf Kreuzer	480	* Österreich. Etwas von meinem —. Josef Friedrich Perkonig	311—318
Disziplin. Von Erhard Wittel	286	* Recht. Von Eugen Roth	203—208
Fremde. Der —. Von Paul Alverdes	461—463	* Steier. Es ist ein Mark in —. Von Hans Klopfer	103—105
Fremde. Der —. Von Bert Lynch	59	* Schneider und Dachs. Von Hans Friedrich Blund	469—470
Grenze. Die —. Von Andreas Zeitler	296	* Techniker. Ein —. Von Gustav R. Hocke	178
Handleuchter. Ein messingner —. Von Kurt Hoffmann	30	* Teppich. Der —. Von Alexander von Sacher-Masow	362
* Maschine. Seine —. Von Felix Wilhelm Beilstein	15—17	* Väter. Die —. Von Rudolf Kreuzer	349—354
* Mit zwei Füßen. Von Fritz Müller-Partenkirchen	358	* Wiegen. Bolle —. Von Fritz Müller-Partenkirchen	23—24
* Mordenaars Graf. Von Hans Grimm	397—403		

8. Gedichte.

* Erbe. Das —. Von Walter Dach	344	Sprachgemeinschaft. Von Erna Blaas	296
* Schmied. Der — reißt in den Ferien ans Meer. Von Heinrich Lersch	134	* Lat. Der Weg zur —. Von Johannes Heinrich Braach	409
		* Volk. Von Karl Josef Keller	240

9. Reisen, Länder und Völker.

	Seite	Seite	
* Böhmer Wald. Deutsche Städte im —. Von Hermann Waechter	387—392	* Mosel im Lenz. Von Carl Oskar Jatho	209—214
* Eifel. Die —. Von Walter Henkels	159—166	* Oberschwaben. Unbekanntes —. Von Wilhelm Gladst	28—29
Fernost formt seine neue Gestalt. Von Hermann Kohde	252—253	* Samurai. Die Söhne der —	486—488
* Kamerun. Unvergeßliches —. Von A. Ritter	393—396	* Ewalbard, Sprunghrett vor dem Pol. Von Vitalis Pantenburg	65—72
* Mandschurische Bergfahrten. Von Dr. Fochler-Hauke	481—485	Übersee. Erinnerungen aus —. Von Th. Engelmann	454
* Marokkanischen. Nacht in einem — Hafen. Von Hermann Kohde	179—182	* USA. Dreizehn Tage —. Von Dr. Georg Kanow	213—224
		Volk und Heimat. Von Hermann Kohde	34

10. Die Rundschau.

Blumenmöglichkeiten. Unbenutzte — im Garten und Haus. Von Karl Förster. (Aus „Das schöne Heim“)	40	Hilfskräfte. Nicht —, sondern Mitarbeiter. Von K. Golbs. (Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“)	130
Büchsenkonserven. Was die Wissenschaft jetzt von — hält. Von Milo Hastings. (Aus „Physical Culture, New York“)	128	Husten, das ein Vermögen kostet. Von Gerald Carr. (Aus „The Passing Show“, London)	86
Bushido — der Weg des Kitters. (Aus Europäische Revue, Stuttgart-Berlin)	500	Kamerun. Stand und Zukunft einer Kolonie. Von Georg Braun. (Aus „Wirtschaftsdienst, Hamburg“)	422—423
Canberra. (Aus „Vu et Lu“, Paris)	40	Kolonien. Braucht Deutschland wirklich —? Von Dr. Richard Prenzel. (Aus „Braune Wirtschaftspost“, Berlin)	421—422
Chemie unserer Zeit. (Aus „Von Werk zu Werk“)	497	Leistungsfähigkeit und Freiheit in Deutschland. Von T. P. Conwell Evans und Wilson Harris. (Aus „The Listener“, London)	190
Demokratie. Eine disziplinierte und stabile —. Von Emile Schreiber. (Aus „L'illustration“, Paris)	38	Luftverteidigung. Von Generalmajor J. F. E. Fuller. (Aus „The English Review“, London)	83
Deutsch-französischen. Eine Seite des — Problems. Von Paul Distelbarth. (Aus „Revue Bleue“, Paris)	248	Nürnberg 1937. Von William Teeling. (Aus „The Nineteenth Century and after“)	193
Deutsche Personennamen in den Ortsnamen Brasiliens. Von Th. K. (Aus „Volk und Heimat“)	35	Rheinisch-Westfälischen Großbergbaues. Hundert-jähriges Jubiläum des —. Von Fr. W. Landgraaber. (Aus „Der Wirtschafts-Ring“, Berlin)	373—374
Deutschland in Afrika. Von Patrick Balfour. (Aus „World Review“, London)	192	Sonnenlicht aus der Leitung. Von D. E. Millard. (Aus „The Passing Show“, London)	127
Deutschland in der politischen Ideologie der Franzosen. Von W. von Kielpinski. (Aus „Volk im Werden“)	245	Stapellauf. Kann man ohne — auskommen? Von Pierre Devaux. (Aus „Sciences et Voyages“, Paris)	84
Deutschland. Ein Querschnitt durch das Leben im heutigen —. Von Gaudefron-Demombynes. (Aus „La grande Revue“, Paris)	246	Löne. Wärme —. Von H. Harvey Day. (Aus „The Passing Show“, London)	376
Deutschland, eine neue Welt. (Aus „Koralle“)	297	Wahrheit. Ein stolzer Sieg der —. Von Friedrich Stieve. (Aus „Berliner Monatshefte“)	36
Eindrücke. Von Professor R. Francisco Mazzoni. (Aus „Nosotros“, Buenos Aires)	375—376	Wie man sie herumkriegt. Von Bertrand R. Canfield. (Aus „The American Legion Monthly“, Chicago)	377
England, diese Insel. Von Stéphane Lauzanne. (Aus „Revue de Paris“)	499	Wünschelrutenspflanzen. Von J. Pardeller. (Aus „Wissen und Fortschritt“)	374—375
England und Deutschland. Von Lord Noel Burton. (Aus „The contemporary Review“, London)	189		
Gäste. Bejn — zu Tisch. Von W. H. Matthews. (Aus „Magazine Digest“, Toronto)	37		

11. Biographien.

Richard. Franz Karl —, der Schöpfer der Zuckerrüben-industrie. Von Hermann Ulbrich-Hannibal	186	Kirdorf. Emil —, ein deutsches Kämpferleben. Von W. Debus	269—276
* Beck. Ludwig —, der Geschichtsschreiber des Eisens	302	* Langen. Emil —. Unverdient vergessen. Von J. H. Dickmann	424
* Burgers. Franz —. Von H. Dickmann	124	* Massenez. Josef —. Von J. H. Dickmann	503
* Druckenmüller. Nikolaus —, Gymnasiallehrer, Ministerialrat, Hüttendirektor. Von Herbert Dickmann	378	* Miller. Ferdinand von —, der Erzgießer. Von Jahade	78
Guericke. Otto von —. Von Graf Carl von Klinkow-stroem	188	* Negelethäuser. Wilhelm von —	254
Kirdorf. Emil —. Nachruf. Von Reichswirtschafts-minister Walther Funk	262	* Pink. Richard —	379
* Kirdorf. Abschied von Emil —. Von Dr.-Ing. e. h. Albert Bögl	263—268	Poensgen. Carl —. Von H. Dickmann	42
		Siemens. Sir William —, ein deutscher Erfinder. Von Herbert Dickmann	502
		* Tunner. Peter von —. Vom Hammermeister in Ratsch zum Bergwerksdirektor in Leoben. Von J. H. Dickmann	255

12. Radierungen, Zeichnungen, Holzschnitte und Lichtbilder,
die nicht zum Text gehören.

	Seite		Seite
Abgießen einer Stahlpfanne im Siemens-Martin-Werk der Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.-G. Lichtbild von Gershoff	228	Heimat. Holzschnitt von Rudolf Koch	59
Absetzen eines Stahlblockes vor der 15000-t-Pressen in der Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.-G. Lichtbild von Strohmeier	229	Heimaturlaub. Zeichnung von Bert Vogler	260
Apport oder der verkannte Diskuswerfer. Zeichnung von P. Peters	196	Hochdruckgefäße. Geschmiedete — für die Benzinherstellung. Lichtbild: Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.G. Hüttenzeichen. Altes sächsisches —. Eisenguß um 1800. Lichtbild von Ruth Hallensleben	497
Ausbeute. Bequeme — fremden Fleißes. Zeichnung von B. Kopsch	428	NDG.-Schiff „Robert Len“. Das neue —, fertig zum Stapellauf auf der Helling der Howaldt-Werft Hamburg. Lichtbild von W. Debus	Titelbild
Bedaure, hier im Werk laufen alle Maschinen. Zeichnung Bauer. Pflügender —. Holzschnitt von L. Barth-Uchasty Bauer. Westfälischer —. Radierung von Professor D. Quante	44 63	Nirdorf. Emil —. Plastik von Wilhelm Wulff. Lichtbild von Ruth Hallensleben	Titelbild
Bauernfamilie. Holländische —. Radierung von Professor J. von Belsen	239	Nokillenguß im Elektrostahlwerk der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G. Lichtbild von K. Künzlik	412
Bäuerin. Westfälische —. Radierung von Professor D. Quante	237	Noksofenbatterie und Kohleturm der Kokerei Nordstern. Lichtbild von Dr. Paul Wolff	226
Blockwalzwerk. Im — der August-Thyssen-Hütte A.-G. Lichtbild von Dr. Paul Wolff	227	Rüche in einem oberbayerischen Bauernhaus. Lichtbild von Carl Zwickl	466 469
Braunschweig. Alte Kirche in —. Holzschnitt von Fritz Köhrs	357	Mädchen mit Kälbchen. Lichtbild von Grete Back	469
Braunschweig. Wollmarkt in —. Holzschnitt von K. Koch	355	Radreifenwalzwerk. Im — der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G. Lichtbild von K. Künzlik	409
Brücke. Neue — über die Weser bei Bremen im Bau. Gemälde von K. Picco-Rückert	35	Kohleisenguß im Siemens-Martin-Stahlwerk der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G. Lichtbild von Faust	411
Deutschen Olanda-Schule. Aufmarsch der — in Sao Paulo, Lichtbild	297	Schäfer. Der kluge —. Zeichnung von Bert Vogler	132
Donautal bei Ottenheim. Lichtbild von Otto Kaiser	364	Schmiedeeisenkunst. Steirische —. Lichtbild von W. Debus	Titelbild
Don Quixote. Radierung von Karl Hachez	235	Siebengebirge. Das —. Holzschnitt von F. M. Jansen	461
Dorfteich. Am —. Kupferstich von A. W. Baum	167	Speerwerferin. Plastik von Professor Seeger. Lichtbild von Ruth Hallensleben	371
Eichkästchen. Lichtbild von H. Armstrong-Roberts	363	Stadt. Die deutsche —. Lichtbild von J. Padelt	467
Elbogen im Egerland. Holzschnitt von A. Kraft	Titelbild	Stahl. Deutsches Erz — deutscher —. Lichtbild von W. Debus	Titelbild
Export. Schwere für England bestimmte Kurbelwelle in einer Werkstatt der Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.-G. Lichtbild von Strohmeier	81	Stahl. Deutsches Erz — deutscher —. Gemälde von Ria Picco-Rückert	343
Fördergerüst von Schacht III der Zeche Minister Stein. Lichtbild: Vereinigte Stahlwerke A.-G.	Titelbild	Stahlprobe. Entnahme einer — im Siemens-Martin-Werk der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation A.-G. Lichtbild von K. Künzlik	410
Frühstückspause. Die schöpferische —. Zeichnung von H. Rose	304	Totenwacht. Lauchhammer-Eisenguß von Glatter. Lichtbild von Ruth Hallensleben	463
Gaskühler und Benzolwäscher der Zeche Minister Stein. Lichtbild von Karloffa	Titelbild	Ufern. Zu neuen — lockt ein neuer Tag. Holzschnitt von F. Braun	Titelbild
Großblechstraße. 26000-PS-Motor für die — der Dortmund-Hoerder-Hüttenverein A.-G. Lichtbild von Siemens	373	Urlaub. Letzte Erinnerung an den — im Hochgebirge. Zeichnung von Ismar Kallweit	384
Großstadtführer. Lichtbild von Ruth Hallensleben	157	Weihnachtsmarkt. Radierung von Otto Quante	508
Hanneli. Zeichnung von L. G. Schmidbauer	362	Wunschtraum. Zeichnung von Max Hauschild	88
		Zuger See. Am —. Lichtbild von Albert Steiner	365

13. Schaubilder aus Politik, Wirtschaft und Volkswohlfahrt.

Arbeitslosigkeit. Die Entwicklung der —	299	Jugendherbergen. Schafft —	300
Außenhandel. Großdeutschlands — nach Warengruppen 1937	382	KdG. — statistisch	300
Außenhandel. Deutschlands und Österreichs — nach Erdteilen und Ländern 1936	382	Kohleproduktion. Die deutsche —	80
Außenhandel. Deutschlands — in Kunstseide und Zellwolle	83	Kohle. Die deutsche — im internationalen Wettbewerb	80
Berufsgliederung. Die — des Landes Österreich	130	Kohle und Eisen verbinden sich	107
Bevölkerungsbilanz. Die — des Landes Österreich	107	Kolonien. Deutschlands Recht auf —	421
Bodens. Die Nutzung des — im Lande Österreich	106	Kolonien. Die ehemaligen — als Rohstoffbasis	422
Bodenschätze. Die — des Landes Österreich	106	Kriegsschiffen. Der Umfang der Neubauten an —	39
Chemische Industrie. Die Bedeutung der —	85	Landwirtschaftliche Nutzfläche. Die — Österreichs und Deutschlands	106
Eigenheimen. Der Bau von —	299	Lebenskurve. Die deutsche —	84
Einkommen. Steigendes — der Arbeitnehmer	298	Lebenshaltung. Die Verbesserung der —	298
Ein- und Ausfuhr. Veränderung der — im ersten Vierteljahr 1938	382	Milchertrages. Die Aufteilung des —	83
Eiserne Erfolge	190	Österreich, die Brücke nach dem Balkan	127
Erdölförderung. Die Verwertung der —	129	Reifen. Gemeinsame —, verbilligte Kosten	300
Geburtenziffer. Die Entwicklung der deutschen —	299	Rohstoffherzeugung. Die industrielle —	375
Großbetriebe. Die Entwicklung der — der Industrie 1932 bis 1936	374	Schwerindustrielle Produktion. Die — der Welt	80
Güteraustausch. Deutsch-österreichischer —	377	Slawen. Das Vordringen der — in Europa	192
Güterverkehrs. Die Entwicklung des — über See	36	Sudetenland. Volk und Wirtschaft im —	426
Hamburg. Welthafen —	423	Spinnstoffe. Deutsche —	128
Handel. Deutsch-italienischer —	248	Stahl. Weltproduktion an —	80
Hungerblockade. Die Folgen der — im Weltkrieg	38	Treibstoffverbrauch. Der — in Deutschland	191
Industrie. Die Verteilung der — im Lande Österreich	107	Verluste. Riesige — der deutschen Volkswirtschaft	499
		Walfänger. Deutsche — brechen ein Preisdiktat	249
		Wintereislosigkeit. Die —	382
		Winterhilfswerkes. Die Leistungen des — des deutschen Volkes	37
		Zellstoffs. Die Verwertung des —	498

II. Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind mit Bildern versehen.

	Seite		Seite
Achard, Franz Karl —, der Schöpfer der Zuckerrübenindustrie. Von Hermann Ulbrich-Hannibal.....	186	* Fastnacht. Niederrheinische — im 15. Jahrhundert. Von Hermann Rohde	73
Apollofalter. Der —. Von Rudolf Kreuzer.....	480	Fehrbellin. Die Schlacht bei	198
Arbeit und Gesundheit im Bergbau. Von A. Steirötter	108	Fernost formt seine neue Gestalt. Von Hermann Rohde	252—253
* Arzte. Die Art im —. Von A. Niklitschek	175—177	Forschungsbilanz 1937. Von Dr. H. Woltereck ...	81—82
* Bären. Die —. Von Alfred Bergien	123	* Fortuna. Besuch auf Grube —. Von W. Debus....	3—14
* Beck, Ludwig —. Der Geschichtsschreiber des Eisens	302	Fremde. Der —. Von Paul Alverdes	461—463
Begabung. Das Gesetz der —. Von Dr. H. Woltereck	74	Fremde. Der —. Von Gert Lynch.....	59
* Berg-Abc. Kleines —. Von Dr. Helmut Gumbel... 471—474	471—474	Frühlingsgruß an das Vaterland. Von Max von Schenkendorf.....	89
Bergbaues. Rede zur Eröffnung des neuen — von Zimenau 1784. Von Goethe	2	* Gartenjahr. Das ewige —. Von Kurt Bellmann... 231—233	231—233
* Bergleute. Deutsche — des 16. Jahrhunderts im	241	Grenze. Die —. Von Andreas Zeitler.....	296
Auslande	241	Guericke, Otto von —. Von Graf Carl von Mündow-	188
Bergmänner. Deutsche — als Erfinder und Pioniere	494	stroem	188
der Schienenbahn. Von Fr. W. Langgäbe	494	Handeln ist leicht, Denken schwer ... Von Goethe	45
Vienna. Der Stundenplan der —. Von Dr. E. Walter	167	Handlucher. Ein messingner —. Von Kurt Hoffmann	30
Blut. Der heiße Tropfen im —. Von Maximilian	363—366	* Handwerks. Ehrenschaue des —. Von Nikolaus	287—294
Böttcher	363—366	Schwarzkopf	287—294
* Blutforschung. Stand der —. Von Professor Dr.	19—22	Hoffnung und Erfüllung. Von v. Hindenburg	90
Viktor Schilling	19—22	Jahr. Es wird das — stark und scharf hergehen ...	305
* Böhmer Wald. Deutsche Städte im —. Von Her-	387—392	Von Friedrich dem Großen.....	305
mann Waechter.....	387—392	* Kampfmittel. Vorläufer neuerzeitlicher —. Von Dr.	169—174
* Burgers. Franz —. Von H. Dickmann.....	124	H. Popp	169—174
Brahms. Aus Johannes — Jugend. Von Professor	464	* Kamerun. Unvergeßliches —. Von A. Ritter. ...	393—396
Dr. Walther Schneider.....	464	* Kinetographie. Cadward Munbridge, der Vater	250—251
Bücher werden Heimat. Von Johan Luzian.....	225	der —. Von Wolfgang Schade	250—251
* Burg. Die deutsche —. Von Professor Dr. Michael	91—96	* Kirdorf. Abschied von Emil —. Von Dr.-Ing. e. h.	263—268
Birkenbühl	91—96	Albert Bögl	263—268
Chemie der Atome. Von Dr. W. Sievert	506	* Kirdorf, Emil —, ein deutsches Kämpferleben. Von	269—276
Denken und Thun, Thun und Denken ... Von Goethe	1	W. Debus	269—276
Deutsche. Wenn der — ... Von Gustav Freytag... 133	133	Kirdorf. Nachruf für Emil —. Von Reichswirt-	262
Deutschen. Die großen —. IV. Weltanschauung und	76—77	schaftsminister Walther Funk.....	262
Philosophie. Von Professor Dr. Walther Schneider	76—77	* Kolonialbahnen. Das Schicksal der deutschen	405—408
Deutschen. Die großen —. V. Naturwissenschaften	184—185	— in Afrika. Von Theodor Kaiser.....	405—408
Von Professor Dr. Walther Schneider.....	184—185	* Kunst und Technik in der Großen deutschen Kunstaus-	431—438
* Dichter. Wo deutsche — wohnen. Von Hams Aens	31—33	stellung 1938. Von Oskar Franz Schardt.....	431—438
Dichtertum. Fragmente über das —, den Dichter und	355—357	Kunstklicks. Etwas zur Geschichte des —. Von	430
das Dichterische. Von Otto Heuschele.....	355—357	R. Hildebrand	430
Disziplin. Von Erhard Wittel	286	* Kurfürst. Der Große — und die Rheinlande. Von	199—202
* Druckenmüller, Nikolaus —, Gymnasiallehrer, Mi-	378	Professor Dr. Walther Schneider.....	199—202
nisterialrat, Hüttendirektor. Von Herbert Dickmann	378	* Langen. Emil —. Unverdient vergessen. Von J. H.	424
Düfte. Geheimnisse um —. Von Dr. P. Richter....	234	Dickmann	424
* Duden. The english — und — français. Von R.	243	Leben. Was unser — bestimmt ... Von Theodor	429
Schlicksupp	243	Fontane	429
* Eifel. Die —. Von Walter Fentels	159—166	* Lebkuchen. Kulturgeschichte in — und Marzipan. Von	475—476
* Eisen. Vom steirischen —. Von Dr. Hans Klopfer.. 323—330	323—330	Wilhelm Strache	475—476
* Eisenbahnen. Die ersten — Westdeutschlands. Von	495—496	* Lehrjahre. Die — des Industriekaufmanns. Von	47—52
Adolf Helbig	495—496	Dr. Robert Blum.....	47—52
* Eisenguß. Künstlerischer — um 1800. Von H. Dick-	455—460	* Lehrlinge auf Prämiensfahrt. Von Johannes Dörfers	53—58
mann	455—460	Lesens. Von der Kunst des —. Von Otto Heuschele..	230
* Eisenindustrie. Japanische —. Von Dr. Hugo	489—491	* Mandschurische Bergfahrten. Von Dr. Fochler-Hauke	481—485
Kacine.....	489—491	* Marokkanischen Hafen. Nacht in einem —. Von	179—182
* Erde. Das —. Von Walter Dach.....	344	Hermann Rohde.....	179—182
Erdfhaus. Von —, Mondhütte und Sonnenberg. Von	244	* Maschine. Seine —. Von Felix Wilhelm Biellstein	15—17
Karl Friedrich	244	* Massenez, Josef —. Von J. H. Dickmann.....	503
* Erzberg. Besuch auf dem —. Von W. Debus.....	331—342	Mensch. Der — als Laboratorium. Von Dr. H. Woltereck	456
Erziehung. Gedanken über —. Von Ernst Kriek....	46	Mensch. Der — stirbt nicht, er bringt sich um. Von	371—372
* Falkenjagd. Von Otto Kofe	477—479	Dr. med. W. Zielhoff.....	371—372
Familienähnlichkeit. Geistige —. Von Professor	18	* Miller, Ferdinand von —, der Erzgießer. Von Nahade	78
Dr. M. H. Baage.....	18	Mit zwei Füßen. Von Fritz Müller-Partenkirchen... 358	358
* Familiennamen. Alte deutsche —. Von E. Koller.. 465—468	465—468	* Mittelalters. Das Gesicht des deutschen —. Von	277—285
		J. Schneider-Lengnel	277—285

	Seite		Seite
* Monatsbilder vom 9. bis 16. Jahrhundert. Von Dr. Hermann Gerstner	25—27	* Stahlland Amerika. II. Stahlbauten, Verkehrswege, Transportmittel. Von Otto Behrens	445—453
* Mordenaars Graf. Von Hans Grimm	397—403	* Stapellauf Neubau 754. Von W. Debus	135—148
* Mosel im Lenz. Von Carl Oskar Jatho	209—214	* Steier. Es ist ein Markt in —. Von Hans Klopfer ..	103—105
* Oberschwaben. Unbekanntes —. Von Wilhelm Glad ..	28—29	* Stimme. Als ich meine — zum erstenmal hörte. Von Adolf von Hagfeld	75
* Oechelhäuser. Wilhelm von —	254	Lat. Der Weg zur —. Von Johannes Heinrich Braach ..	409
* Österreich. Etwas von meinem —. Von Josef Friedrich Perkonig	311—318	* Taustabes. Die Bedeutung des — an westfälischen Fachwerkhäusern. Von W. Sandkühler	183
Ordnung des Zusammenlebens. Von Claus Schrempf ..	63—64	Techniker. Ein —. Von Gustav R. Hoche	178
Ordnung. Vom Ringen um eine höhere —. Von Eugen Diesel	385—386	Leppich. Der —. Von Alexander von Sacher-Masoch ..	362
* Ostmark. Die wirtschaftliche Bedeutung der —. Von R. Boye	319—322	* Thomasstahlwerk. Im —. Von W. Debus	439—446
Persönlichkeit. Die — kam ... Von Ernst Kriedel ..	197	Träumer. Ein deutscher — und Geher. Von Professor Dr. Walther Schneider	102
* Petrarca als Bergsteiger. Von Professor Dr. B. Hartmann	359—361	Tropen. Sind die — wirklich ungesund? Von Hermann von Freeden	404
* Photographie. Die wahrhaftige —. Von Lothar Rübel	149—156	* Tunner. Peter von —. Vom Hammermeister in Katsch zum Bergwerksdirektor in Leoben. Von J. H. Dickmann	255
* Pinck. Richard —	379	* Über mich selbst. Von Erich Palmowski	345—348
* Poensgen. Carl —. Von J. H. Dickmann	42	Übersee. Erinnerungen aus —. Von Th. Engelmann ..	454
* Preußentums. Der Begründer des —. Von Professor Dr. Walther Schneider	307—310	Übungsfirma hinter Etacheldraht. Von J. R. Koch ..	126
* Recht. Von Eugen Roth	203—208	* USA. Dreizehn Tage —. Von Dr. Georg Kanow ..	213—224
* Recht. Das — im Leben und Brauchtum des Mittelalters. Von Dr. G. K. Schmelzeisen	97—101	* Väter. Die —. Von Rudolf Kreuzer	349—354
* Reiter am Niederrhein. Von Johannes Heinrich Braach	367—369	* Vereinigte Stahlwerke A. u. S. Die — im ersten Jahr des Vierjahresplans	115—122
* Samuraj. Die Söhne der —	486—488	Vermächtnis an Deutschland. Von Emil Kirdorf ..	261
* Schmied. Der — reißt in den Ferien ans Meer. Von Heinrich Lersch	134	Volk. Von Karl Josef Keller	240
* Schneider und Dachs. Von Hans Friedrich Blund ..	469—470	Volk und Heimat. Von Hermann Kohde	34
Siemens. Sir William —, ein deutscher Erfinder. Von Herbert Dickmann	502	Volk und Raum, Raum und Leistung. Von Dr. Claus Schrempf	157—158
Sommer. Musik des —. Von Dr. E. Walter	295	Völker. Woher die — ihre Namen haben. Von G. Hammer-Seelmann	235—240
Sprachgemeinschaft. Von Erna Blaas	296	Vorstellungsleben. Unser — im Traum. Von Professor Dr. M. H. Baege	370
* Ewalbard, Sprungbrett vor dem Pol. Von Ottavio Pantenburg	65—72	Warm. Wenn es uns zu — wird. Von Dr. W. Hartmann	258
* Stahl und Eisen. Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens. Von R. F. M.	501	Weltwende. Von Hermann Etegemann	306
* Stahlland Amerika. I. Natur und Technik. Von Otto Behrens	413—420	* Wiegen. Wolle —. Von Fritz Müller-Partenkirchen ..	23—24
		* Wirken, Arbeiten, Leisten. Von Albert Klöckner ..	109—114

III. Inhalt, alphabetisch nach Verfassern geordnet.

Die mit einem * bezeichneten Aufsätze sind mit Bildern versehen.

Alberdes, Paul: Der Fremde	461—463	— Der Weg zur Lat	409
* Arens, Hanns: Wo deutsche Dichter wohnen	31—33	* Dachs, Walter: Das Erbe	344
Baege, Prof. Dr. M. H.: Geistige Familienähnlichkeit — Unser Vorstellungsleben im Traum	18 370	* Debus, W.: Besuch auf Grube Fortuna	3—14
* Behrens, Otto: Stahlland Amerika. I. Natur und Technik	413—420	— Stapellauf Neubau 754	135—148
— Stahlland Amerika. II. Stahlbauten, Verkehrswege, Transportmittel	445—453	— Emil Kirdorf, ein deutsches Kämpferleben	269—276
* Beilstein, Felix Wilhelm: Seine Maschine	15—17	— Besuch auf dem Erzberg	331—342
* Bellmann, Kurt: Das ewige Gartenjahr	231—233	— Im Thomasstahlwerk	439—446
* Bergien, Alfred: Die Bären	123	* Dickmann: Franz Burgers	124
* Birkenbihl, Prof. Dr. Michael: Die deutsche Burg ..	91—96	— Carl Poensgen	42
Blaas, Erna: Sprachgemeinschaft	296	— Künstlerischer Eisenguß um 1800	455—460
* Blum, Dr. Robert: Die Lehrjahre des Industriekaufmanns	47—52	* Dickmann, Herbert: Nikolaus Druckenmüller, Gymnasiallehrer, Ministerialrat, Hüttenmeister	378
Blund, Hans Friedrich: Schneider und Dachs ..	469—470	— Sir William Siemens, ein deutscher Erfinder ..	502
Böttcher, Maximilian: Der heiße Tropfen im Blut ..	363—366	* Dickmann, J. H.: Peter von Tunner, vom Hammermeister in Katsch zum Bergwerksdirektor in Leoben ..	255
* Boye, R.: Die wirtschaftliche Bedeutung der Ostmark ..	319—322	— Emil Langen, unverdient vergessen	424
* Braach, Johannes Heinrich: Reiter am Niederrhein	367—369	— Josef Massenez	503
		Diesel, Eugen: Vom Ringen um eine höhere Ordnung ..	385—386
		* Dörfers, Johannes: Lehrlinge auf Prämienfahrt ..	53—58
		Engelmann, Th.: Erinnerungen aus Übersee	454

	Seite		Seite
* Gladst, Wilhelm: Unbekanntes Oberschwaben	28—29	* Palmowski, Erich: Über mich selbst	345—348
* Gochler-Hauke, Dr.: Mandschurische Bergfahrten	481—485	* Pantenburg, Vitalis: Ewalbard, Sprungbrett vor dem Pol	65—72
Fontane, Theodor: Was unser Leben bestimmt	429	* Perkonig, Josef Friedrich: Etwas von meinem Österreich	311—318
Freeden, Hermann von: Sind die Tropen wirklich ungesund?	404	* Popp, Dr. H.: Vorläufer neuzeitlicher Kampfmittel	169—174
Freitag, Gustav: Wenn der Deutsche	133	* Racine, Dr. Hugo: Japanische Eisenindustrie	489—491
Friedrich, Karl: Von Erdhaus, Mondhütte und Sonnenberg	244	* Richter, Dr. P.: Geheimnisse um Düste	234
Friedrich der Große: Es wird das Jahr stark und scharf hergehen	305	* Ritter, A.: Unvergeßliches Kamerun	393—396
Funk, Reichswirtschaftsminister Walther: Nachruf für Emil Kirdorf	262	* Rohde, Hermann: Volk und Heimat	34
* Gerstner, Dr. Hermann: Monatsbilder vom 9. bis 16. Jahrhundert	25—27	* — Niederheinische Fastnacht im 15. Jahrhundert	73
Goethe: Denken und Thun, Thun und Denken	1	* — Nacht in einem marokkanischen Hafen	179—182
— Rede zur Eröffnung des neuen Bergbaues von Ilmenau 1784	2	* — Fernost formt seine neue Gestalt	252—253
— Handeln ist leicht, Denken schwer	45	* Rölller, E.: Alte deutsche Familiennamen	465—468
* Grimm, Hans: Mordenaars Graf	397—403	* Roth, Eugen: Recht	203—208
* GümbeL, Dr. Helmut: Kleines Berg-WE	471—474	* Rübelt, Lothar: Die wahrhaftige Photographie	149—156
Hammer-Seelmann, G.: Woher die Völker ihre Namen haben	235—240	* Sacher-Masow, Alexander von: Der Teppich	362
* Hartmann, Prof. Dr. B.: Petrarca als Bergsteiger	359—361	* Sandkühler, W.: Die Bedeutung des Laustabes an westfälischen Fachwerkhäusern	183
Hartmann, Dr. W.: Wenn es uns zu warm wird	258	* Schade, Wolfgang: Cadweard Munbridge, der Vater der Kinematographie	250—251
* Hasfeld, Adolf von: Als ich meine Stimme zum erstenmal hörte	75	* Schardt, Oskar Franz: Kunst und Technik in der Großen deutschen Kunstausstellung 1938	431—438
* Helbig, Adolf: Die ersten Eisenbahnen Westdeutschlands	495—496	Schenkendorf, Max von: Frühlingsgruß an das Vaterland	89
* Henkels, Walter: Die Eifel	159—166	* Schilling, Prof. Dr. Viktor: Der Stand der Blutforschung	19—22
Heuschke, Otto: Von der Kunst des Lesens	230	* Schlicksupp, R.: The english Duden und Duden français	243
— Fragmente über das Dichtertum, den Dichter und das Dichterische	355—357	* Schmelzeisen, Dr. G. K.: Das Recht im Leben und Brauchtum des Mittelalters	97—101
Hildebrand, R.: Etwas zur Geschichte des Kunstblicks	430	Schneider, Prof. Dr. Walther: Die großen Deutschen. IV. Weltanschauung und Philosophie	76—77
Hindenburg, von: Hoffnung und Erfüllung	90	— Die großen Deutschen. V. Naturwissenschaften	184—185
Hohe, Gustav R.: Ein Techniker	178	— Ein deutscher Träumer und Seher	102
Hoffmann, Kurt: Ein messingner Handleuchter	30	— Der Große Kurfürst und die Rheinlande	199—202
* Jähade: Ferdinand von Müller, der Erzgießer	78	— Der Begründer des Preussentums	307—310
* Jatho, Carl Oskar: Mosel im Lenz	209—214	— Aus Johannes Brahms' Jugend	464
* Kaiser, Theodor: Das Schicksal der deutschen Kolonial-eisenbahnen in Afrika	405—408	* Schneider-Lengyel, J.: Das Gesicht des deutschen Mittelalters	277—285
* Kanzow, Dr. Georg: Dreizehn Tage USA	213—224	Schrempf, Claus: Ordnung des Zusammenlebens	63—64
Keller, Karl Josef: Volk	240	— Volk und Raum, Raum und Leistung	157—158
Kirdorf, Emil: Vermächtnis an Deutschland	261	* Schwarzkopf, Nikolaus: Ehrenschaue des Handwerks	287—294
Klinkowstroem, Graf Carl von: Otto von Guericke	188	Sievert, Dr. W.: Chemie der Atome	506
* Klöckner, Albert: Wirken, Arbeiten, Leiden	109—114	Stegemann, Hermann: Weltwende	306
* Klopfer, Hans: Es ist ein Markt in Steier	103—105	Steinrötter, A.: Arbeit und Gesundheit im Bergbau	108
— Vom steirischen Eisen	323—330	* Strache, Wilhelm: Kulturgeschichte in Lebkuchen und Marzipan	475—476
Koch, J. R.: Übungsfirma hinter Stacheldraht	126	Ulrich-Hannibal, Hermann: Franz Karl Achard, der Schöpfer der Zuckerrübenindustrie	186
* Koke, Otto: Falkenjagd	477—479	* Vögler, Dr.-Ing. E. h. Albert: Abschied von Emil Kirdorf	263—268
* Kreuzer, Rudolf: Die Väter	349—354	* Wachter, Hermann: Deutsche Städte im Böhmer Wald	387—392
— Der Apollosalter	480	Walter, Dr. E.: Der Stundenplan der Bienen	167
Kriek, Ernst: Gedanken über Erziehung	46	— Maffi des Sommers	295
— Die Persönlichkeit kann	197	Wittke, Erhard: Disziplin	286
Landgraber, Fr. W.: Deutsche Bergmänner als Erfinder und Pioniere der Schienenbahnen	494	Woltereck, Dr. H.: Das Gesetz der Begabung	74
* Lersch, Heinrich: Der Schmied reißt in den Ferien ans Meer	134	— Forschungsbilanz 1937	81—82
Luzian, Johan: Bücher werden Heimat	225	— Der Mensch als Laboratorium	456
Lynch, Bert: Der Fremde	59	Zeitler, Andreas: Die Grenze	296
* M. K. S.: Stahl und Eisen. Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens	501	Zielhoff, Dr. med. W.: Der Mensch stirbt nicht, er bringt sich um	371—372
* Müller-Partenkirchen, Frig: Volle Wiegen	23—24		
— Mit zwei Füßen	358		
* NiklitscheL, A.: Die Art im Barte	175—177		

Das Werk



Lichtbild: Debus.

Deutsches Erz — deutscher Stahl.

Die neue Aufbereitungsanlage der Eisenerzgrube „Fortuna“ im Salzgittergebiet.

(Vgl. den Aufsatz „Besuch auf Grube Fortuna“.)

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf



Januar 1938

Heft 1

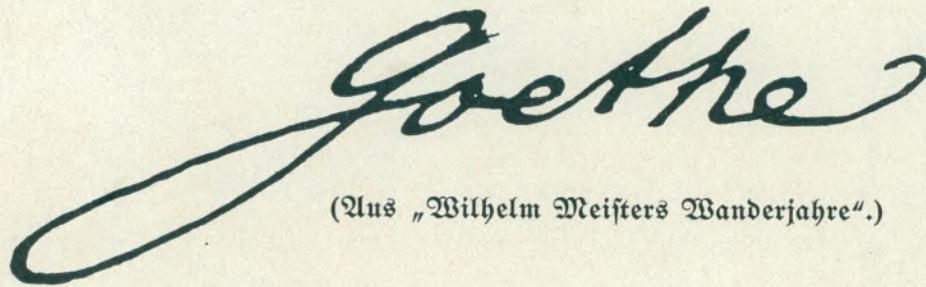
Das Werk

XVIII. Jahrg.

Düsseldorf, Januar 1938

Heft 1

Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher erkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht stattfinden. Wer sich zum Gesetz gemacht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich in's Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.



(Aus „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.)

„Rede zur Eröffnung des neuen Bergbaues von Ilmenau“

gehalten vom herzoglich-weimarischen Staatsminister Goethe am 24. Februar 1784.

Goethe als Förderer des deutschen Bergbaus . . . eine Seite im Lebensbuch des großen Deutschen, die sicherlich für manchen unserer Leser zum ersten Male und überraschend aufgeschlagen wird.

Die nachfolgende, nur wenig gekürzte Rede „Zur Eröffnung des neuen Bergbaues“ erscheint uns in mehr als einer Hinsicht passender Auftakt zu der nachfolgenden Schilderung eines „Besuches auf der Grube Fortuna“. Wer die Ausführungen aufmerksam liest, wird auf gar manche reizvolle Parallele zwischen einst und heute stoßen.

Endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegenstehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet, wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöß häuften und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht frühe genug hätte geschehen können; er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gestraat, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer, wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Plaze zu, den sich unsere Vorfahren schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unseres Geschworenen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen, und unsern neuen Johannischacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhau nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu

gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemand mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werks von unserem Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unseres Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unserer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genugthun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsere Hände legen! Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Untertan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat fortkhilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die Unrüge ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, Dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor, so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebevoll angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern. Ja, möge uns diese Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unrügen dieses Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge.“

Besuch auf Grube „Fortuna“.

Gedanken
um die
Besichtigung
einer
deutschen
Eisenerzgrube.

Ein Bildbericht
von
W. Debus.

Blick vom Förderturn
auf die
neue Aufbereitungsanlage
der Grube „Fortuna“.



Sämtliche Lichtbilder: Debus.

Mit der Übernahme einer Reihe von mitteldeutschen Eisenerzgruben im Salzgittergebiet durch die „Reichswerke Hermann Göring“ ist die Bezeichnung „Salzgitter-Erzbecken“ zu einem Begriff geworden, der den Erfolg der Bemühungen, die deutschen Eisenhüttenwerke auf eine möglichst breite deutsche Erzbasis zu stellen, am eindrucksvollsten widerpiegelt. Bis zum Ende des nächsten Jahres soll die Förderung aus den dortigen Gruben der Reichswerke so gesteigert werden, daß mehrere Millionen Tonnen Erz den Eisenhütten an der Ruhr zur Verfügung gestellt werden können.

Der Auf- und Ausbau dieses wichtigen deutschen Erzgebietes wird unter diesen Umständen besonderes Interesse finden. Ein der Unterrichtung über den gegenwärtigen Stand der Dinge dienender Besuch einer der ältesten Anlagen des Salzgitter-Erzvorkommens, der zu den Rohstoffbetrieben der Vereinigten Stahlwerke gehörenden Grube „Fortuna“, dürfte unsere Leser um so mehr interessieren, als bei der Wiedergabe der Reiseindrücke eine Brücke geschlagen wird von einer interessanten entwicklungsgeschichtlichen Vergangenheit zu einer die deutsche Rohstofffreiheit erstrebenden Zukunft.

„Wer weiß, wie bald wir diese Erze einmal verwenden werden!“

Ausspruch von August Thyssen um 1919.

„... Am Bahnhof Dthfresen erwartet Sie unser Wagen. Aber ... ziehen Sie Ihre derben Langschäfter an; ein Besuch auf „Fortuna“ ist kein Spaziergang auf Asphaltstraßen!“

Also packte man, der fernmündlichen Anregung folgend, ein Paar wetterfeste Stiefel ein und machte an Hand von Atlas

und Kursbuch „Kleinorientierung“. Denn was man bisher wußte, war — offen gestanden — lediglich: Eisenerzgrube „Fortuna“ bei Großdöhren, Post Goslar, Fernsprecher: Salzgitter 453. Beteiligung: 80 % Vereinigte Stahlwerke, 20 % Hoesch.

Könnten Sie, falls Sie nicht gerade Bergmann sein sollten, so aus dem Handgelenk genau sagen, wo Salzgitter oder Othfresen liegt? Ich vermute: nein, obwohl das „Eisenerz“ vorkommen am Salzgitter-„Höhenrücken“ eine beachtliche Rolle im Rahmen des Vierjahresplanes spielt. Ist es doch der bedeutendste Kristallisierungspunkt aller Bestrebungen, die darauf abzielen, eine der Hauptaufgaben des Vierjahresplanes: „Deutsches Eisen aus deutschem Erz“, befriedigend zu lösen.

Das Ergebnis der Orientierung: Salzgitter wird rund zwanzig Kilometer nördlich von Goslar ermittelt, Großdöhren ist eines der zahlreichen Dörfer in der weiten Mulde, die sich zwischen den Ausläufern des Harzes und einem flachen, in nord-südlicher Richtung verlaufenden Höhenzug, eben jenem „Salzgitter-Höhenrücken“, ausdehnt.

Zwei Kilometer nordwestlich von Großdöhren, an der Bahnlinie Hildesheim-Goslar, liegt Othfresen. Die mehrstündige Fahrt von Düsseldorf bis Othfresen ist wie geschaffen dazu, sich an Hand der einschlägigen Literatur auf den Besuch vorzubereiten.

Deutsches Eisen aus deutschem Erz! Man weiß, daß dieser Wunsch von heute vor drei Jahrzehnten noch eine Tatsache war. Zwang doch erst das Verfaller Diktat, welches das lothringische Eisenerzbecken mit seinen unerschöpflichen Vorräten aus dem deutschen Reichsgebiet und das eisenreiche Luxemburg aus dem deutschen Zollgebiet herauslöste, die deutsche Wirtschaft, mit grundlegend veränderten Verhältnissen zu rechnen: Eine Jahresförderung von 29 Millionen Tonnen Eisenerz, das heißt 80 Prozent der gesamten deutschen Erzförderung, bisher von deutschen Händen aus deutschen Gruben zutage gefördert, waren — fast von einem Tag zum anderen — in fremden Besitz übergegangen. Daß für die deutschen Eisenhüttenwerke dabei „Rechnen“ nicht gleichbedeutend war mit resigniertem „Sichabfinden“, sondern auf der Linie des „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“ lag, mag heute vielleicht als Selbstverständlichkeit anmuten. In den auf den Zusammenbruch folgenden Jahren und Jahrzehnten war es eine Tat, die der Vergessenheit entrisen zu werden verdient, auch wenn sie erst heute ihre Früchte trägt. Es ist dabei sehr reizvoll, rückschauend festzustellen, daß der Anstoß zur Auswertung der deutschen Bodenschätze nicht etwa auf wenige Einzelgänger beschränkt blieb, die, entgegen den allgemeinen Zweifeln an der Wirtschaftlichkeit der Ausbeute,

durch planmäßige geologische Untersuchung immer wieder in Neuland vorstießen, sondern daß die großen deutschen Eisenhüttenwerke in ihrer Gesamtheit durch eine schon im Jahre

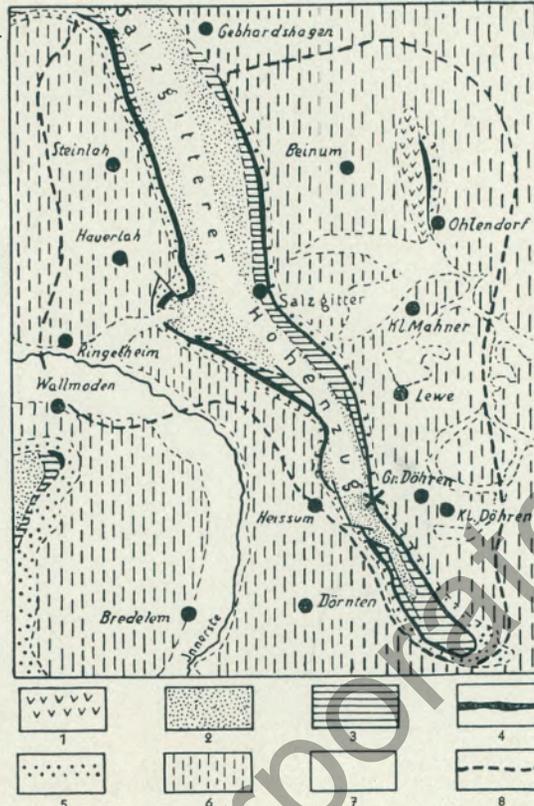
1920 einsetzende Gemeinschaftsarbeit mit weitgesteckten Zielen die gestellten Aufgaben zu lösen versuchten. Das dem sogenannten „Enqueteauschuß über die Rohstoffversorgung der deutschen Eisenindustrie“, vor rund einem Jahrzehnt, eingereichte Gutachten, das mit Nachdruck eine pflegliche Behandlung und größtmögliche Erschließung der noch verbleibenden Erzvorkommen forderte, zog lediglich den Schlußstrich unter die bis dahin schon geleistete Arbeit auf berg- und hüttenmännischem Gebiet.

Gestützt auf dieses Gutachten, führte der erste Sachverständige damals wörtlich aus: „Es wäre ein Verbrechen an der deutschen Wirtschaft, besonders an der Hüttenindustrie, wollten öffentliche Hand und Privatwirtschaft nicht alles aufbieten, um den Rest der deutschen Eisenerzzeugung im Siegerland, an Dill und Lahn und in der Oberpfalz zu erhalten.“

Darüber hinaus wurde eindringlich auf die „als Hoffnung und Zukunft einer größeren inländischen Eisenerzversorgung in Frage kommenden großen Lagerstätten im Vorland des Harzes, in der Oberpfalz, im Bayerischen und Württembergischen Jura“ hingewiesen. Sie allein böten „den einzigen Ausblick auf teilweise Befreiung der deutschen Hüttenindustrie von der ausländischen Abhängigkeit und Tributpflicht. Es gilt deshalb für Regierung und Privatwirtschaft, diese Hoffnung zur Tatsache zu gestalten. Die Möglichkeiten sind ohne Zweifel vorhanden, es bedarf aber aller Beteiligten weit größeren Verständnisses im Erkennen dieser Dinge als bisher und eines viel stärkeren Willens zur Erreichung dieses Zieles, eines Willens, der allerdings mit Opfern verbunden sein muß, die sich aber bestimmt in Zukunft bezahlt machen.“

Wie frisch und zeitgemäß klingen diese Ausführungen! Daß das Gutachten nicht restlos optimistisch lautete, sondern die Auswertung und

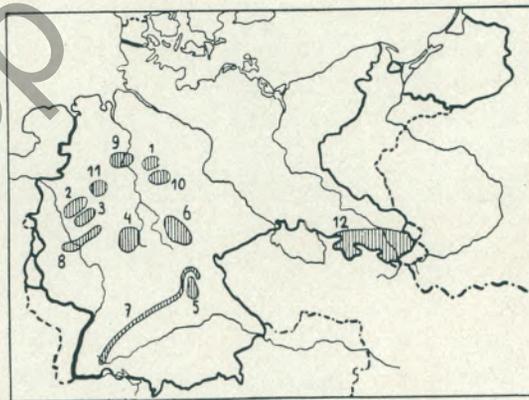
Verwirklichung als richtig und notwendig erkannter Forderungen davon abhängig machte, daß der Staat die dabei entstehende Spanne zwischen nationalwirtschaftlichen Notwendigkeiten und privatwirtschaftlichen Möglichkeiten überbrückte, ist verständlich.



Die Eisenerzlagerstätte von Salzgitter.

1 Breststein. 2 Trias. 3 Jura. 4 Eisenerzlager. 5 Untere Kreide. 6 Obere Kreide. 7 Alluvium. 8 Vermutliche Begrenzung des Gebietes mit bauwürdigen Eisenerzen. x (links von Großdöhren): Grube „Fortuna“.

(Nach: Rüger, Die Bodenschätze Deutschlands.)



Die deutschen Eisenerzgebiete.

1 Peine-Salzgitter. 2 Siegerland. 3 Lahn-Dill-Gebiet. 4 Vogelsberger Gebiet. 5 Schwäbisch-fränkischer Jura. 6 Thüringisch-sächsisches Revier. 7 Badisch-württembergisch-bayrisches Doggererzgebiet. 8 Taunus-Hunrückel Gebiet. 9 Wesergebirge. 10 Harz. 11 Waldeck-Sauerland. 12 Schlefien.

(Aus: Rüger, Die Bodenschätze Deutschlands.)

Dem: Wie liegen die Verhältnisse im deutschen Eisenerzbergbau? Von staatspolitischen und volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten abgesehen, nicht gerade günstig. Gegenüber hochwertigen ausländischen Eisenerzen, die teilweise, wie zum Beispiel die schwedischen Erze, im Tagebau gewonnen, mit billigen Schiffsfrachten an die Hoehöfen herangebracht, eine unmittelbare und sofortige Verhüttung gestatten, erfordert das deutsche Eisenerz nicht nur infolge der teilweise schwierigen bergtechnischen Verhältnisse neuartige Abbaumethoden, es verlangt auch zum Teil eine vorherige Aufbereitung, das heißt eine sorgfältige, kostspielige Behandlung des Förderergutes am Gewinnungsort. Und seine Verhüttung schließlich, das heißt die Gewinnung des Roheisens im Hoehofenprozeß, stellt den Eisenhüttenmann vor neue und nicht einfache technische und wirtschaftliche Aufgaben, deren befriedigende Lösung fast zwei Jahrzehnte angestrengtester Arbeit erfordert hat.

„Nächste Station: Dthfresen!“

Der Abruf des Schaffners macht der Beschäftigung mit der grauen Theorie ein Ende und gibt Veranlassung, seine Aufmerksamkeit der Landschaft links und rechts des Schienenweges zuzuwenden. Wir durchfahren eine weite Mulde zwischen den nördlichen Ausläufern des Harzes und einer flachen, in nord-südlicher Richtung verlaufenden Hügelfette, eben jenem schon erwähnten Salzgitter-Höhenzug. Hier und dort aus Rübenfeldern und bewaldeten Hängen aufstrebende Bohrtürme zeugen von der Pionierarbeit des Geologen.

Wenige Minuten später sitzt man mit dem Betriebsleiter der Grube „Fortuna“ und dem Geologen der Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke im Auto und ist im Nu verwickelt in ein Gespräch, das all die Dinge lebendige Gestalt annehmen läßt, mit denen man sich auf der Hinfahrt beschäftigt hat.

Eine Fabrikanlage, aus deren Mitte ein mit gelben Ziegeln verkleideter, stilmäßig etwas verunglückt anmutender altmodischer Turm herauswächst, gibt den Anstoß.

„Können Sie erraten, was dieser Turm, jetzt zu einer

Zuckerfabrik gehörend, mit dem Salzgitter-Erzvorkommen im allgemeinen und unserer Grube „Fortuna“, die Sie besuchen wollen, im besonderen zu tun hat?

Wahrscheinlich nicht. Und dabei handelt es sich bei diesem Turm um das bemerkenswerteste technisch-historische Denkmal, mit dem wir hier aufwarten können. Ist es doch das letzte augenfällige Überbleibsel einer vor fast dreiviertel Jahrhunderten hier für kurze Zeit aufgeblühten Eisenindustrie, nämlich ein Hoehofen, der von dem der damaligen „Dortmunder Union“ nahebestehenden Eisenindustriellen Strousberg errichtet wurde.

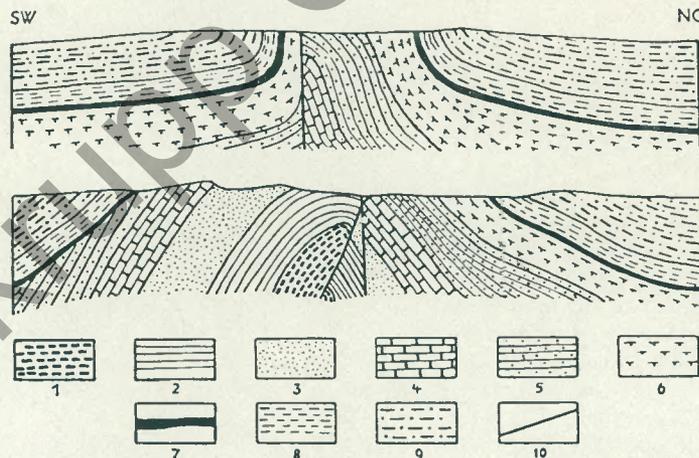
Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte dieser dem Salzgitter-Erzvorkommen seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er erbaute in Dthfresen ein Hoehofenwerk und erschloß einen kleinen Tagebau auf der heutigen Grube „Fortuna“, den er mit dem Hoehofenwerk durch eine vier-einhalb Kilometer lange Schmalspurbahn verband. Dieses Hoehofenwerk konnte anfänglich trotz der armen Erze und der Notwendigkeit der Beschaffung von Brennstoff aus dem entfernt gelegenen Ruhrgebiet unter unverhältnismäßig hohen Selbstkosten noch wirtschaftlich Roheisen erstellen. War es doch bei dem damals noch schwach ausgebauten deutschen Eisenbahnnetz vor der Konkurrenz der unter günstigeren Verhältnissen arbeitenden übrigen Eisenhüttenwerke geschützt. Das Werk kam jedoch nach einigen Jahren wieder zum Erliegen, einmal, weil die Verarbeitung dieser armen Erze große technische Schwierigkeiten bot, zum andern, weil der weitere Ausbau der Eisenbahn den Aktionsradius der günstiger arbeitenden Eisenhüttenwerke vergrößerte.

Vier Hauptschwierigkeiten sind auch heute noch mit der Gewinnung und Verhüttung der Salzgitter-Erze verbunden:

1. geologische (unregelmäßige Ausbildung des Lagerstättenfeldes, zahlreiche Störungen, zwischen einigen Metern bis zu hundert Metern schwankende Mächtigkeit, wechselnde Qualität, toniges Nebengestein);
2. bergbautechnische (Schwierigkeit des Abbaus);



Bohrturm
der Vereinigten Stahlwerke bei Dthfresen.



Zwei Profile durch den Salzgitterer Höhenzug.
Oberes Profil etwa nördlich von Dörnten, unteres Profil etwa von Haberland nach Beinum.
1 Zechstein. 2 Unterer Buntsandstein. 3 Mittlerer und oberer Buntsandstein. 4 Muschelkalk. 5 Keuper. 6 Jura. 7 Eisenerzlager. 8 Untere Kreide. 9 Obere Kreide. 10 Störungen.
(Aus: Rüger, Die Bodenschätze Deutschlands.)



gerade in dem Augenblick kommen, wo 'gezogen' wird, erleichtert mir die Erklärung und vermittelt Ihnen gleichzeitig die Bekanntschafft mit der interessantesten, im Durchschnitt täglich einmal sich wiederholenden Phase eines Bohrprozesses.

Die aufgeklappte, mehrere Meter hohe Mittelkür an der Stirnseite gibt den Blick frei in die 'Eingeweide' des Bohrturmes. Ein in der Turmspitze aufgehängter, durch Motorkraft angetriebener Flaschenzug schnurrt abwärts, eine Greifflaue legt sich um das aus dem Bohrloch ungefähr zwei Handbreit herausragende Kopfende eines schenkeldicken Rohres, das — mit spielender Leichtigkeit scheint's — hochgezogen wird, bis das Anschlußstück des nächsten Rohres sichtbar wird. Zwei seitlich angelegte Keile halten dieses Rohr fest, daß es nicht zurückrutschen kann. Ein paar Drehungen lösen das Gewinde, jetzt pendelt das Rohr einen Augenblick in der Luft und wird dann zu den vielen schon in Reih und Glied im Innern des Bohrturmes seitlich aufgebauten Rohren gestellt. Wieder

Im Bohrturm.

„... Zwei seitlich angelegte Keile halten das Gestänge fest...“

3. wirtschaftliche (Notwendigkeit einer kostspieligen mechanischen Trennung der eisenhaltigen Bestandteile von Ton und Kieselsäure durch eine entsprechende Aufbereitung des Fördergutes) und
4. hüttenmännische (Herauslösung des Eisens aus dem noch stark kieselsäurehaltigen Rohstoff 'Eisenerz' durch einen entsprechenden Schmelzprozeß unter möglichst sparsamer Verwendung von Brennstoffen).

Die zahlreichen Bohrtürme, die Sie hier anscheinend wahllos in die Landschaft verstreut sehen, veranschaulichen vielleicht deutlicher, als meine Worte es vermögen, die ersterwähnte Schwierigkeit. Die Beschäftigung eines solchen Turmes scheint mir daher passender Auftakt zu Ihrem Besuch auf 'Fortuna'.

Einige Zahlen mögen die Weitläufigkeit unserer Bohrtätigkeit im hiesigen Gebiet untermauern: Wir allein haben seit 1920 23 Bohrtürme errichtet, von denen jeder auf eine Tiefe von über 500 Meter geht, drei davon sogar auf über 1000 Meter. Die größte bisher erreichte Tiefe ist rund 1300 Meter, und die Gesamtlänge der Bohrmeter hat 20 000 überschritten. Dabei beträgt die Bohrgeschwindigkeit je nach Höhe des Gesteins 6 bis 10 Meter je Tag und Bohrung, und — jeder Meter Bohrkern wird untersucht!

Was wir Geologen unter 'Bohrkern' verstehen?

Die beste Antwort hierauf gibt wohl ein Blick in das Innere des Bohrturmes vor uns. Daß wir zufällig



„... am unteren Ende eine kurze, mit Zähnen aus Hartmetall besetzte Verdickung: die Bohrkronen...“

schneuert der Flaschenzug abwärts, und nun wiederholen sich die gleichen Arbeitsvorgänge so lange, bis das letzte Rohr aus dem Bohrloch herausgeholt ist. Und jeder Handgriff der Arbeiter, ganz gleich, ob sie am „Bohrtisch“ das Kopfende der zutage tretenden Rohre verankern und die Verschraubung öffnen oder oben in schwindelnder Höhe des Bohrturmes die Greifklaue am hochgewundenen Rohr lösen, „sitzt“ mit einer Genauigkeit und Geschwindigkeit, die das Ganze wie ein eingespieltes Uhrwerk anmuten und vergessen läßt, daß hier mit Gewichtern „jongliert“ wird, die über gewöhnliche Flaschenzugarbeit hinausgehen. Denn schließlich: Das Bohrloch ist 830 Meter tief, und ebenso lang ist also auch die aneinandergeschraubte Rohrschlange, die hier „spielend“ hochgewunden und in ihre einzelnen Glieder zerlegt wird.“

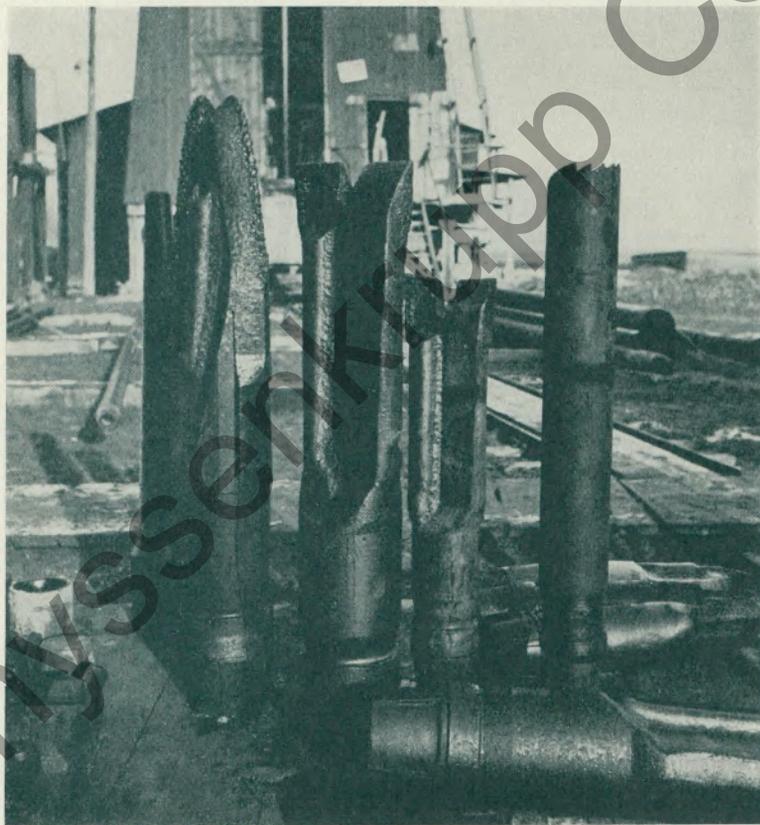
Das letzte Rohr.

Gespannt warten Bohrmeister, Arbeiter und Geologe, bis es in ganzer Länge aus dem Bohrloch herausgeglitten ist. Am unteren Ende eine kurze, einem Schlangengebiss ähnliche, mit Zähnen aus Hartmetall besetzte Verdickung: die Bohrkronen, der die Arbeit zufällt, sich ins Gestein hineinzufressen.

Einige Schläge mit dem Hammer an die Außenwandung lockern den Bohrkern, der sich an der Innenwand festgesetzt hat und nun in Bruchstücken herausfällt. Schachtmeister und Geologen prüfen sofort, ob der tatsächliche „Befund“ am Bohrtisch mit der „Prognose vom grünen Tisch“ übereinstimmt. Ein befriedigendes beiderseitiges Kopfnicken läßt mehr als ein paar hingeworfene, dem Laien nicht ganz verständliche Worte darauf schließen, daß die Schichten erfreulicherweise wie erwartet liegen und man weiterbohren kann. Und



Geologe und Bohrmeister bei der Prüfung des Bohrkernes.



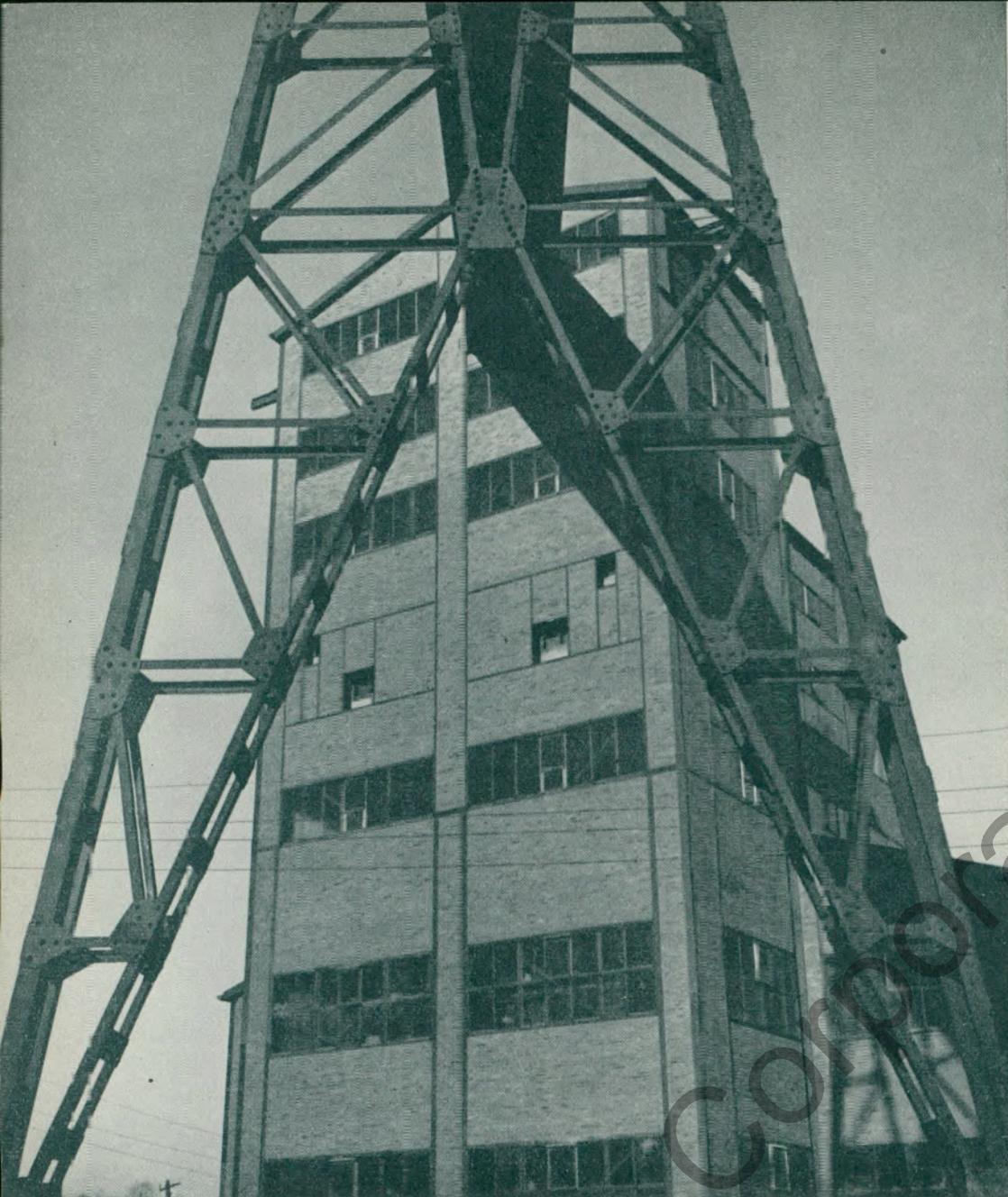
Verschiedene Bohrkronen.

nun wiederholt sich der oben geschilderte Arbeitsvorgang in umgekehrter Reihenfolge: Glied wird an Glied gehängt und die sich ständig verlängernde Rohrschlange herabgelassen, bis der tiefste Punkt von der Bohrkronen erreicht ist und die Bohrung ihren Fortgang nehmen kann.

Nach Einblick in die erste Stufe der Aufgabenstellung: „Deutsches Eisen aus deutschem Erz“ wenden wir uns der zweiten und dritten Etappe zu: dem Abbau und der Aufbereitung der durch den Geologen ermittelten Erzlager.

Die Fahrt zur Grube „Fortuna“ führt uns dabei an teilweise noch im Rohbau, teilweise schon fertige Bergarbeiter-siedlungen vorbei, die, zumeist als Einfamilienhäuser gebaut, zwischen Wiesengrün und Wäldern eingebettet, so harmonisch in der Landschaft liegen, daß man, aus dem Industriegebiet kommend, über diese Naturverbundenheit einen leisen Neid in sich aufsteigen fühlt. (Daß dieser Neid sich später verstärkt, als man feststellt, daß der Weg von der Schwelle der Arbeiterwohnstätte bis zur Grube eine Viertelstunde lang durch Laubwald führt, sei der Vollständigkeit halber hier eingefügt.)

Vor uns sichtbar werdende Hochbauten, für diese ausgeprochen landschaftlich orientierte Gegend etwas ungewöhnlich wirkend, tauchen, teilweise noch durch das hügelige Gelände verdeckt, am Horizont auf.



Blick
durch die
Trägerkonstruktion
der Transportbrücke
auf die
Aufbereitung.

Eine Randbemerkung meines Begleiters: „Unsere Grube ‚Fortuna‘.“

Der erste Eindruck?

Das für die Steinkohlenzechen des Ruhrgebietes typische Merkmal, die Silhouette des Förderturmes mit einer in den Himmel schneidenden Erzschleife, scheint hier zum lebensfählichen Zubehör degradiert. Bestimmend für das Gesicht der Anlage und Mittelpunkt des Betriebes ist ein riesenhafter kubischer Bau, der die umliegenden Baulichkeiten beherrschend überragt und wie ein gewaltiger Klotz in der Landschaft liegt.

Mein Begleiter scheint meine Gedanken erraten zu haben: „Was Sie dort vor sich sehen, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Löffelchen aufs J meiner vorausgegangenen Ausführungen, nämlich die Aufbereitungsanlage der Grube ‚Fortuna‘. Hier trennen wir auf mechanischem Weg die eisenhaltigen Bestandteile unseres Förderergutes von Lot und Kieselsäure, soweit dieses überhaupt möglich ist. Seit dem Jahre 1923 haben wir in Zusammenarbeit mit der Studiengesellschaft für Doggererze in einer Großversuchsanlage, die auf Grund der von uns gesammelten Erfahrungen immer wieder umgebaut und verbessert wurde, das im Laufe der Betrieb praktisch erreichbare Ziel einer bestmöglichen mechanischen Aufbereitung der von uns gefördertem Erze zu ermitteln versucht, bis die in den Jahren 1931/32 einsetzende Wirtschaftsk-

rise die Vereinigten Stahlwerke zwang, diese Vorbereitungsanlagen nach fast einem Jahrzehnt mühevollen und hoffnungsfrohen Ringens stillzulegen. Zum gleichen Zeitpunkt kamen auch unsere Untertagearbeiten, die im wesentlichen darauf abzielten, eine für die örtlichen Verhältnisse geeignete, völlig neuartige und billige Gewinnungsmethode praktisch zu erproben, zum Stillstand.

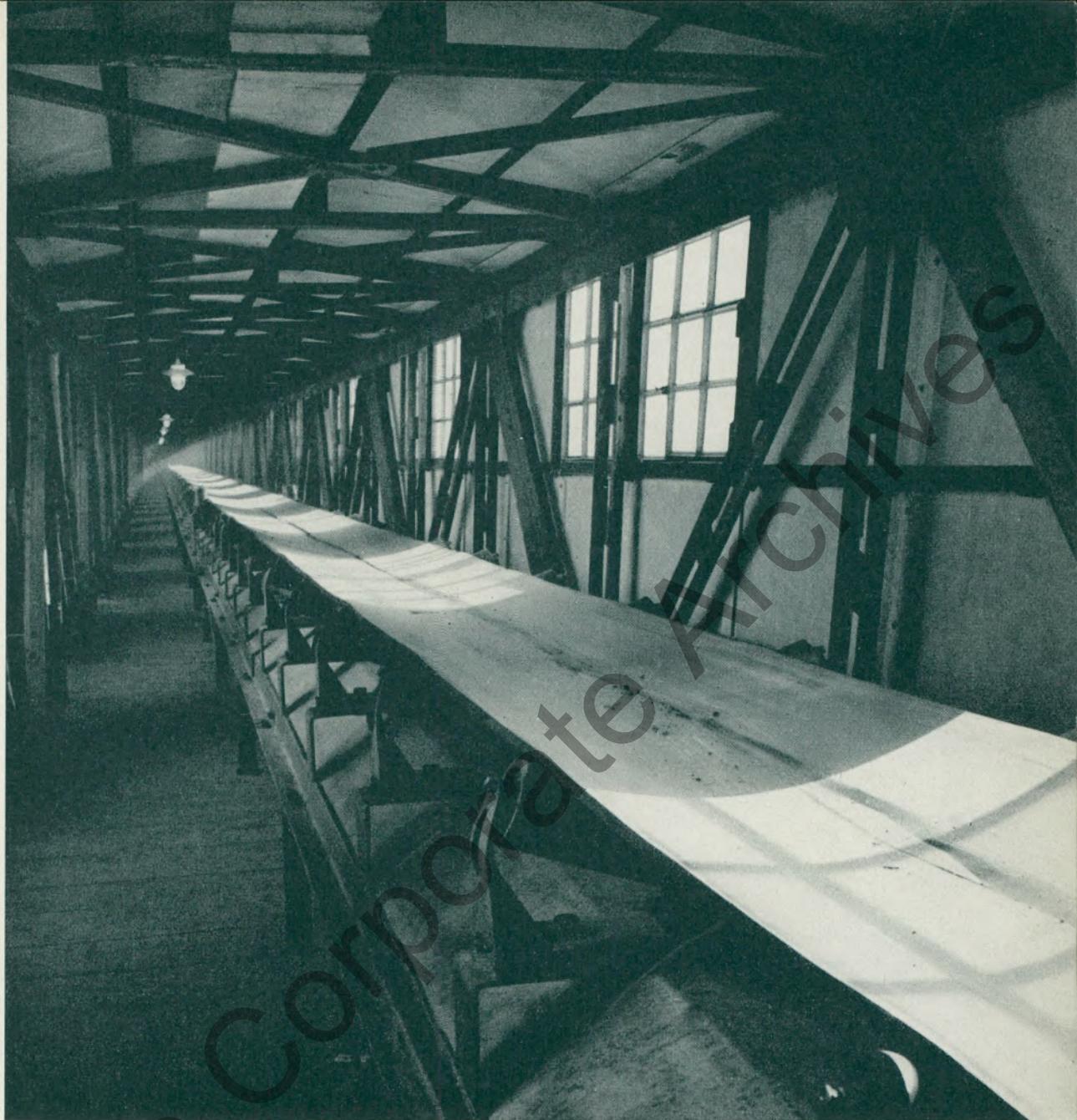
Wenn diese damaligen Versuche auch nicht sofort zur Bewertung des Salzgitter-Erzes im großen Maßstab geführt haben, so haben sie doch wesentlich zur Kenntnis der Lagerstätte und des Aufbaues der Erze beigetragen, einen Weg zur wirtschaftlichen Gewinnung im Tiefbau gezeigt und Erfahrungen geschaffen, die für die Zukunft stets wertvoll bleiben werden.

Erst die Machtübernahme durch Adolf Hitler schaffte die Voraussetzungen für eine neue Tätigkeit auf diesem Gebiete, die dann auch sofort einsetzte: im Anfang freilich langsamer, da die stillliegenden Betriebe erst wieder betriebsfähig gemacht und die Organisation für derartige Arbeiten geschaffen werden mußte.

Allerdings, wer heute die ‚Fortuna‘ besucht, merkt von diesem mit Hoffnungen und Enttäuschungen, mit Arbeit konstruktiver, verwaltungstechnischer und sozialwirtschaftlicher Natur überreichlich ausgefüllten Zwischenstadium nicht mehr

Blick
in das Innere
der Transportbrücke.

Auf dem endlosen Transportband
wird das Eisenerz vom Schacht
zur Aufbereitungsanlage
befördert.



sehr viel. Im Gegenteil läßt — wie mir auch Ihr zweifelnder Blick auf unsere fast wolkenkräuserisch anmutende Aufbereitung und unsere neuzeitliche Förderanlage bestätigt — die hier zum Ausdruck kommende Auswertung allerletzter konstruktiver und bautechnischer Erfahrungen allzu leicht darauf schließen, daß wir hier im amerikanischen Stil und Tempo begonnen haben. Und wenn ich Sie zum Überfluß noch auf die Kette von Großraumgüterwagen aufmerksam mache, die, auf einem Normalspurgeleise unter der Aufbereitung stehend, sich mit automatischer Pünktlichkeit mit Erz vollzapfen lassen, um Tag für Tag mindestens 1000 Tonnen aufbereitetes, das heißt also schon veredeltes Eisenerz ins Ruhrgebiet zu bringen, so wird Sie das wahrscheinlich keineswegs in Erstaunen versetzen. Im Gegenteil, Sie werden, an westdeutsche Verhältnisse gewöhnt, dies als etwas Selbstverständliches ansehen. Und doch bitte ich hierüber ein paar Worte verlieren zu dürfen. Denn all diese Selbstverständlichkeiten sind vorläufiger Abschluß der letzten, sich über Jahre hinziehenden Etappe unseres Ringens um die wirtschaftliche Erschließung und Bereitstellung der Eisenerzvorkommen des Salzgitter-Höhenzuges.

Es mag vielleicht seltsam anmuten, daß auf der Grube ‚Fortuna‘ Jahre hindurch Versuche zur Entwicklung eines Aufbereitungsverfahrens vorgenommen wurden, während es

doch zur gleichen Zeit bereits eine hochentwickelte Aufbereitungstechnik gab, mittels deren es möglich war, aus einem Fördergut, das nur Spuren eines Metalles enthielt, dieses fast restlos zu gewinnen. Mit diesem Verfahren wurden jedoch nur Erze edler oder unedler Metalle behandelt, deren hoher Preis auch komplizierte teure Verfahren rechtfertigte. Für die armen Salzgitter-Erze aber mußte aus wirtschaftlichen Gründen ein Verfahren gefunden werden, welches bei erträglichen Aufbereitungskosten den Durchsatz möglichst großer Erzmengen gestattete. Von Anfang an war dabei klar, daß diese Förderung nur zu erreichen war, wenn man darauf verzichtete, aus dem Erz das Eisen bis auf den letzten Rest zu gewinnen; man nahm also Metallverluste in Kauf, um eine wirtschaftliche Anreicherung des Eisens im Erz zu erzielen. Ein Jahrzehnt lang auf der Grube ‚Fortuna‘ durchgeführte Versuche entwickelten allmählich ein Verfahren, welches bei tragbaren Kosten die Eisenverluste in annehmbaren Grenzen hielt.

Doch wechseln wir von der Theorie zur Praxis über: Wie gefällt Ihnen das Gebäude dort unten?

„Gebäude?“

An den Harg geklebt, fristet eine etwas merkwürdige hochbeinig ausgefallene dreigeschossige Holzbaracke ihr recht bescheiden anmutendes Dasein.



Abraumarbeiten im „Roten Lager Süden“.

Die Gegenfrage ist von einem entsprechenden ironischen Unterton meinerseits begleitet: „Sie haben wohl noch nicht Zeit gefunden, diese unzeitgemäße und stillwidrige Bude abzubrechen?“

Der Gesichtsausdruck von Stephenson, als man ihm zumutete, seine „Rocket“ zum alten Eisen zu werfen, mag dem meines Partners geähnelt haben. Allerdings — in seiner Antwort läßt er sich, abgesehen von dem ironischen Aufgreifen meiner eigenen Worte, nichts davon anmerken. „Wenn es nach mir ginge, würde diese stillwidrige Bretterbude als technisches Museum unter Heimatschutz gestellt. Nicht nur, damit unsere Enkel und Urenkel einmal ahnen, wie die Rinderschuhe des mitteldeutschen Eisenerzbergbaues ausgesehen haben, sondern um abschätzen zu lernen, mit welcher Schrittgröße wir heute in Neuland vorstößen. Denn den nächsten Schritt von der Bretterbude stellt jene achtsköfige stahl- und glasgegliederte Aufbereitungsanlage dar, die heute das Gesicht unserer Grube ‚Fortuna‘ bestimmend beherrscht. Dort unten ist, in unermüdlicher Kleinarbeit und allen Enttäuschungen zum Trotz, Baustein für Baustein zusammengetragen, aus denen wir in ständiger Zusammenarbeit mit der schon erwähnten Studiengesellschaft für Doggererze schließlich jene neue Aufbereitung drüben errichtet haben.

Verstehen Sie jetzt, warum ich die Bretterbude als technisches Museum erhalten wissen möchte?“

Doch nun haben wir genug gefachsimpelt und können an die Einfahrt denken, die einen Einblick in den Untertagebetrieb vermitteln soll. Aber zu diesem Behufe müssen wir uns, wie sich dies für einen richtigen Bergmann gehört, „in Klust werfen“.

Die Waschkäue, ein geräumiger Umkleideraum mit anschließenden Bade- und Brausezellen, nimmt uns auf. Filzhut, Selbstbinder, Sporthemd und all die Dinge, die zur Bekleidung eines gewöhnlichen Sterblichen gehören, werden gegen ein grobes Baumwollhemd, die mit einem Riemen festgehaltene weite Hose, das braune Halstuch, die Bergmannskappe und nicht zuletzt ein Paar schwere Schuhe eingetauscht. In der Lampenbude empfängt man das Bergmannslicht und ist damit untertagereif.

Allerdings in der Hoffnung, nun sofort mit dem Förderkorb einzufahren, sieht man sich enttäuscht. Der Führer schlägt vielmehr, etwas unerwartet, vor, einen kurzen „instruktiven Spaziergang“ einzuschalten. Und so geht es denn ein kleines Quertal abwärts ins lehmige Gelände zum „Roten Lager Süden“.

In einem riesenhaften Erdloch von schätzungsweise mehr als 300 Meter Durchmesser und vielleicht 25 Meter Tiefe wird haltgemacht. An den steil abfallenden Innenseiten ist eine Anzahl von Arbeitern, durch Seile gegen Absturz gesichert, damit beschäftigt, die Erdmassen zu lösen, die dumpf polternd in die Tiefe stürzen. Was an den Trichterwandungen hängen bleibt, wird von dem einer riesigen Egge ähnelnden „Kraßer“ in ein aus der Trichtermittle aufgähnendes Kraterloch befördert.

Mein Begleiter hat auf meinen erstaunten und fragenden Blick sichtlich gewartet.

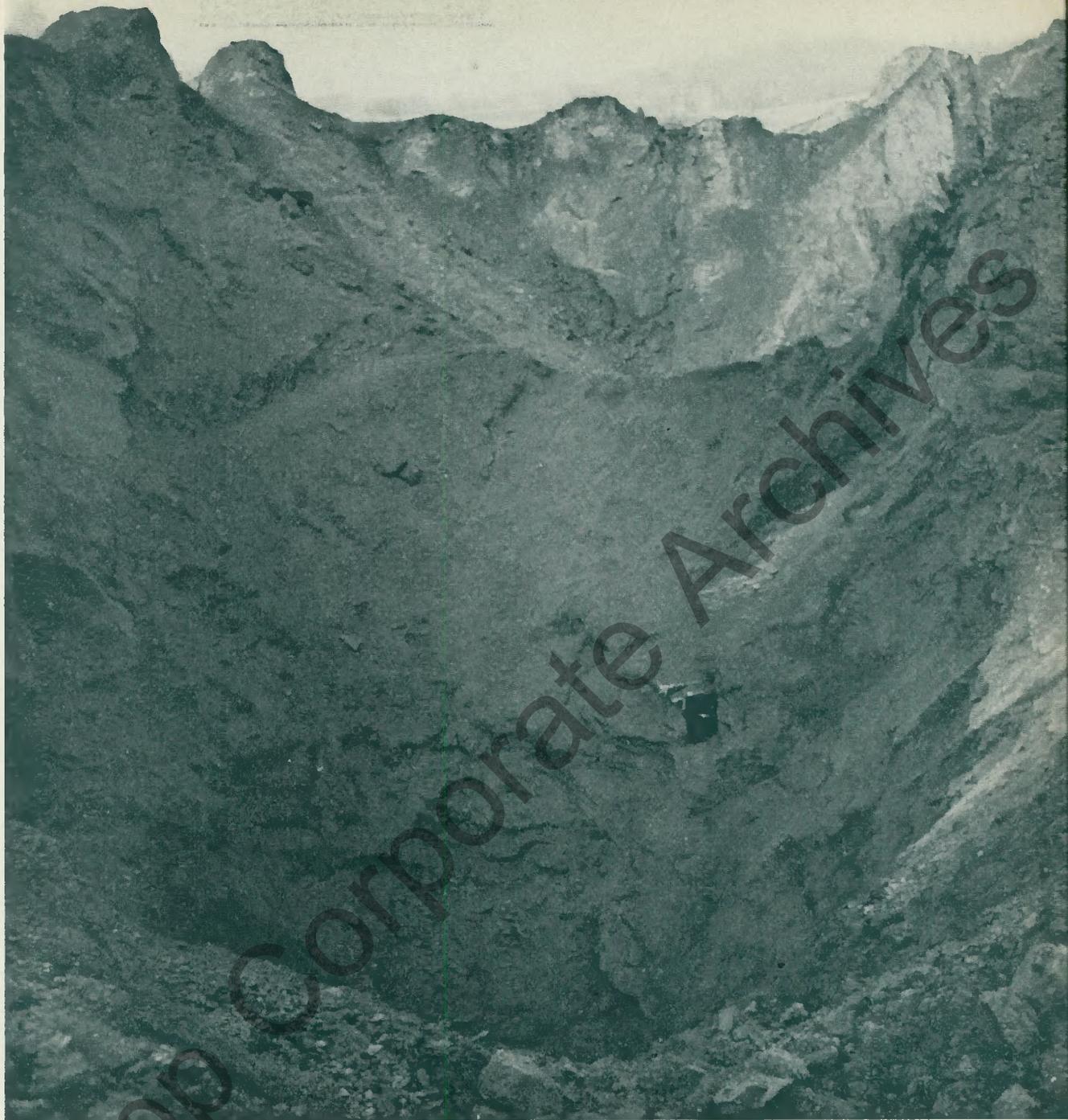
„Können Sie sich denken, was das ist?“

„Eine Ton- oder Mergelgrube von bisher nicht gesehener Ausmaß.“

„Zur Hälfte erraten. Einst gruben wir hier Ton, aber Ton mit dem für den Salzgitterbezirk charakteristischen zwanzig- bis dreißigprozentigen Erzgehalt. Denn was Sie hier vor sich sehen, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Schale eines zu Tage austretenden, heute abgebauten Erzlagers, das von hier aus steil zur Wand abfällt: unser „Rotes Lager Süden“. Soweit das Erz im Tagebau erreichbar war, ist es inzwischen gefördert. Heute betreiben wir auf ‚Fortuna‘ keinen Tagebau mehr, sondern steigen den Erzadern in die Tiefe nach und bauen die Lager unter Tage ab.

Über diese Notwendigkeit waren wir uns schon im klaren, als wir vor nunmehr einem Jahrzehnt mit unsern Großaufbereitungsversuchen begannen. Wußten wir doch, daß im Augenblick der Inbetriebnahme einer Großaufbereitung die Bergtechnik auf der Grube ‚Fortuna‘ instande sein mußte, die dann erforderlichen Erzmengen auch im Tiefbau zu gewinnen.

Schon damals ließ sich überblicken, daß auch auf diesem Gebiet gewaltige Schwierigkeiten zu überbrücken, daß auch hier Pionierarbeit zu leisten war; denn soweit bisher auf dem Salzgitter-Höhenzug Erz gewonnen wurde, geschah dies und



Blick
in das Trichterfeld
„Rotes Lager Süden“.

geschieht auch heute noch zumeist im Tagebau. Nach gründlicher Untersuchung des Erzlagers stand auch fest, daß für die hiesigen schwierigen und eigenartigen Verhältnisse hinsichtlich des zu wählenden Gewinnungsverfahrens in der ganzen Welt kein passendes Vorbild bestand. Zwar werden auch anderwärts, speziell im skandinavischen und amerikanischen Erzbergbau, steil abfallende Lager von großer Mächtigkeit abgebaut. Der Bergmann der Grube „Fortuna“ aber ist seinem ausländischen Kameraden gegenüber nicht nur wegen der vorzüglicheren Qualität seiner Erze im Nachteil, er hat, wie schon erwähnt, auch abbautechnisch mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, über die wir uns schon in anderem Zusammenhang unterhalten haben.

Da, im Gegensatz zu den Verhältnissen im schwedischen Eisenerzbergbau, der mit harter felsigen Lagermassen und standfestem Nebengestein rechnen kann, auf der Grube „Fortuna“ sowohl Erz wie Nebengestein weich und zerlig und überhaupt von zahllosen Klüften durchzogen ist, war begrifflicherweise eine einfache Kopie des schwedischen Vorbildes ausgeschlossen. Vielmehr erwies sich eine wohlüberlegte, alle Gefährdungsmöglichkeiten in Rechnung ziehende Umstellung

auf die gegebenen Verhältnisse als unbedingt notwendig. Trotzdem ging der Bergmann mit frischem Mut an die Arbeit, erfüllt mit Selbstvertrauen, das, wie der Erfolg lehrte, berechtigt war. Er mußte reichlich darauf verzichten, das Erz restlos zu gewinnen. Der erstrebten Sicherheit des Verfahrens zuliebe mußten außerdem eisenzerzhaltige Sicherheitspfeiler im Stauf genemmen werden. Die praktischen Abbauperiode waren begleitet von einem ständigen Gegeneinanderabwägen von Beibehaltungskosten, weitgehenden Sicherheitsmaßnahmen und Abbauperlusten. Erst nachdem alle drei in das richtige Verhältnis zueinander gebracht waren, wurde das Verfahren im großen angewendet. Heute wird die verlangte Förderung restlos im Tiefbau aufgebracht. Nun geht der Ehrgeiz des Bergmannes dahin, die Abbauperluste herabzusetzen, Pfeiler, die er anfangs verlieren gab, nachträglich zu gewinnen, um die den Erzvorrat seiner Grube auf möglichst lange Zeit hinaus der Volkswirtschaft nutzbar zu erhalten.

Es dürfte einleuchten, daß die erwähnte weiche tonige Beschaffenheit des Bodens besondere Sorgfalt bei der Durchführung der Verarbeiten verlangt, das heißt gewissenhaftes Ausfüllen der beim Abbau des erzhaltigen Gesteins entsstan-



Mit Erz
gefüllte Förderwagen
vor der
Schachtanlage.

denen Hohlräume. Als Füllmaterial benutzen wir hierfür unter anderem den bei unserem früheren Tagebau stehen gebliebener sogenannten Abraum, das heißt die Seitenwände des Erzlagere dort werden allmählich nach unten abgezogen, um dort die leergewordenen Hohlräume wieder aufzufüllen und damit der Gefahr späterer Erdrutsche vorzubeugen. Das Loch dort auf dem Kraterboden verläuft — ganz ähnlich wie das Mundstück eines Trichters — noch rund vierzig Meter tiefer nach unten und stellt eine Art Naturföhre dar, in das wir den Abraum von oben einfüllen, um ihn bei Bedarf am unteren Ende abzuzapfen.

Aber das alles setzen wir uns doch besser an Ort und Stelle an."

...?

Ein schwindelnder Blick in den Krater, ein fragender zu meinem Begleiter, der inzwischen sein Licht angezündet hat und sich einen wenig Schritte von uns entfernt liegenden Brettererichlag zuwendet, an dem lediglich das Fehlen einer mit herzförmigem Ausschnitt versehenen Tür eine Frage an seiner vermutlichen Zweckbestimmung aufkommen läßt.

Eine einladende Handbewegung:

„Der Nebeneingang zur Unterwelt, zwar etwas primitiv, für uns aber recht praktisch, da wir auf diese Weise ohne Umwege ‚vor Ort‘ kommen.“

Auf schmalen Eisenleitern geht es in dem knapp zwei Meter im Geviert messenden Einstiegsloch, das gerade soviel Raum bietet, um von einer Leiter auf die andere überwechseln zu können, abwärts, bis die erste Schachtsohle erreicht ist. Und plötzlich stehen wir mitten im Untertagebetrieb. Eine Förderlokomotive, hinter sich eine lange Kette beladener Wagen, rollt an uns vorbei, Querstellen zweigen nach links und rechts ab, Bergleute mit Grubenlichtern begegnen uns, der Steiger macht seine Meldung und erstattet Bericht über Stand und Fortgang der Arbeiten. Wir werfen einen Blick in den Magazinabbau, stehen vor der Öffnungen der Rolllöcher, aus denen das Erz in die Förderwagen poltert. Dampf ratternd strebt der gefüllte Erzzug durch den Stollen dem Hauptschacht zu. Wir folgen dem langsam in der Ferne verschwindenden Schlußlicht des letzten Wagens. Nach einer Viertelstunde Weges stehen wir am Füllort des Förderschachtes. In regel-

Förderturm
auf
„Fortuna“.



mäßigen Abständen ertönen die bekannten Klingelzeichen, die dem Maschinisten oben an der Fördermaschine das Signal zum Aufziehen des erzbeladenen Förderkorbes geben. Auch wir besteigen den Korb, der uns nach oben trägt. Sähe man nicht im flatternden Schein des Grubenlichtes die Schachtwände abwärts rasen, wäre das Gefühl des Stillstehens vollkommen, so ruhig hängt der Korb am aufrollenden Stahlseil. Licht blitzt durch die Decke, ein leises Schwanken, ein fast unmerklicher Ruck, die Korbtür wird hochgeschlagen: Wir stehen wieder über Tage, am Schachtausgang.

Ein an das Schachtgerüst angehängter riesiger langgestreckter Behälter, seiner äußeren Form nach einem Schultornister ähnelnd, erregt meine Aufmerksamkeit.

„Die soeben fertig gewordene modernste Art der Erzförderung, um die uns manche Zeche des Ruhrreviers beneiden dürfte, die automatische ‚Skipförderung‘. Dieser Riesentornister, das ‚Skip‘, wird unter Tage mit Erz gefüllt und von der Fördermaschine hochgezogen. Der Gefäßboden ist durch eine Klapptür verschlossen. Diese öffnet sich über Tage automatisch und läßt den Inhalt des ‚Skins‘ in einen Bunker fallen, wo er sofort zerkleinert wird. Von dort bringen Transportbänder

das Fördergut unter gleichzeitiger Überwindung eines Höhenunterschiedes von fast vierzig Meter zur Aufbereitung, jenem stahl- und glasgegliederten kubischen Bau, der die eigentliche Erzammer unserer Grube ‚Fortuna‘ bildet. Seinem Innern wollen wir jetzt einen Besuch abstatten und dabei dem Erz auf seinem Wege, den es nun über Tage zurücklegt, bis es endlich versandreif ist, folgen.“

Eine schmale Stahltür entläßt uns aus dem Fördergebäude in einen unmittelbar daran anstoßenden, schräg aufwärts führenden Tunnel. Auf ein breites endloses Band, das über eine horizontal gelagerte Trommel läuft, fällt unaufhörlich Erz, das, an der Oberfläche haftenbleibend, mitgenommen wird und dem Aufstieg im Tunnel, dem Gesetz der Schwere spottend, willig mitmacht. Uns bereitet der Spaziergang, der auf einer schrägen Ebene von 100 Meter rund 40 Meter Höhenunterschied überwindet, sichtlich mehr Mühe, wenn auch ein gelegentlicher Blick durch die Seitenfenster auf die allmählich hinter uns zurücksinkenden Werksanlagen und über diese hinaus auf die sich immer weiter am Horizont dehnde Landschaft für Abwechslung sorgt. Endlich stehen wir hoch oben, dort, wo der Tunnel in die oberste Spitze der Auf-

bereitung ausläuft und das Band sein Transportgut auf zwei rotierende Verteilertische schüttet.

„Hier beginnt die Aufbereitung des Erzes.

Ich möchte mich darauf beschränken, Ihnen ganz kurz das Verfahren in seinen großen Linien zu schildern: Nachdem das Fördergut durch schonende Zerkleinerung in seine Bestandteile zerlegt ist, wird das tonige Bindemittel soweit wie möglich ausgewaschen. Sodann werden die körnigen Bestandteile durch Siebung, Stromklassierung und Magnetscheider nach Konzentrat (das heißt Eisenerz) und Bergen (das heißt taubes Gestein) getrennt. Das hört sich vielleicht recht einfach an, verlangt aber in seiner Gesamtheit eine Kettenteilweiserecht komplizierter Einzelvorgänge, die überdies reibungslos ineinandergreifen müssen, um jegliche Störung auszuschließen.

Das Anklingenlassen von ein paar zu unserer Aufbereitungssymphonie gehörenden Begleitakkorden vermittelt Ihnen auch hier besser als ein langatmiger technischer Vortrag ein plastisches Bild der ‚am Rande‘ liegenden Schwierigkeiten: Daß die uns gestellte Aufgabe, täglich 1400 Tonnen, das heißt stündlich mehr als 1000 Zentner Eisenerz, nicht nur zu fördern, sondern auch zu waschen, einen entscheidenden, jederzeit verfügbaren Wasservorrat voraussetzt, ist ohne weiteres klar.

Die Ihnen auf der Zunge liegende Frage, wo wir mit dem Ton Schlamm bleiben, sei gleich anschließend beantwortet: Der aus der Aufbereitung kommende Wasser Schlamm wird zuerst in den ‚Sindicker‘ geleitet, wo sich, wie in einer Kläranlage, die schwereren Bestandteile am Boden absetzen und von dort zum Klärteich gepumpt werden, während das Wasser wieder in die Aufbereitung zurückfließt. Der weitere Verlauf der Aufbereitung nach der Wäsche scheint mir durch die Kennzeichnung der einzelnen Stappen hinreichend geklärt. Bei der ‚Siebung‘ werden die körnigen Bestandteile durch Siebnetze von verschiedenem Querschnitt grob getrennt. (Sie erinnern sich, daß die eisenerzhaltigen Körner teilweise nur ungefähr Stieknadelkopfgroße haben!) Die nachfolgende ‚Stromklassierung‘, das heißt die Trennung von gleich großem taubem Ge-

stein, beruht auf der Erfahrung, daß im fließenden Wasserstrom schwerere Stoffe eher zu Boden sinken, während leichtere Bestandteile fortgeschwemmt werden. Die anschließende ‚Magnetscheidung‘ endlich sondert die letzte Spreu vom Weizen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Hier wird, zurückgreifend auf die Tatsache, daß Eisen am Magnet haftenbleibt, die verbliebene Masse in großen Trommeln zwischen Magneten durchgeführt, die die eisenerzhaltigen Körner festhalten, während die eisenerzfreie Masse abfällt. Allerdings ist zur einwand-

freien Durchführung dieses Prozesses das hier durchlaufende Gut vorher zu trocknen, um ein ineinanderhaften durch Feuchtigkeit zu vermeiden.

Sie haben sich den Verlauf der Aufbereitung einfacher vorgestellt und fühlen sich veranlaßt, mir einzugesuchen, daß Ihre Hochachtung vor dem ‚ganz gewöhnlichen‘ Eisen im allgemeinen und den Bestrebungen, deutsches Eisen aus deutschem Erz herzustellen, im besonderen erheblich gestiegen ist...

Dann darf ich wohl daraus entnehmen, daß Ihr ‚Besuch‘ auf Grube ‚Fortuna‘ wenigstens nicht ganz ohne nachhaltige Eindrücke geblieben ist.

Und wenn wir die Rückfahrt nach Dithfresen mit einem kleinen Umweg verbinden, um Ihnen — der Vollständigkeit halber — noch ein paar andere Stellen zu zeigen, an

denen wir uns durch Abteufen neuer Schächte um die Erschließung der Salzgitter-Erze bemühen oder gar, wie bei dem mehr als 1000 Meter vorgetriebenen Stollen ‚Jda‘, schon in den Vorbereitungen für einen Großabbau und eine zweite Großaufbereitung stecken, so dürfte bei Ihnen sicher der Wunsch aufstauen, uns nach drei Jahren wieder einmal aufzusuchen, um das Ausmaß unserer Mitarbeit am Bierjahresplan mit eigenen Augen abzuschätzen. Dann werden — so hoffe ich zuversichtlich — mehrere Betriebsanlagen ‚stehen‘, die denen der Grube ‚Fortuna‘ ähneln, und eine Reihe von organisch und liebevoll der Landschaft angegliederten Arbeitersiedlungen wird das hoffnungsfrohe Bild werktätigen Schaffens und feierabendlicher beschaulicher Ruhe runden.

Dazu: ‚Glück auf!‘“



Bergarbeitersiedlung der Grube „Fortuna“.

Im Hintergrunde links der neue Schacht „Bismarck“.



Im Bohrturm.

Lichtbild: Debus.

Seine Maschine.

Eine Erzählung von Felix Wilh. Beielstein.

Heiner Wulf war seit je ein wenig hinterstirnig und, wie es sich für Leute seines Schlages geziemt, schwerfällig und schweigsam.

Er hatte den verantwortungsvollen Posten eines Dampfwindenführers in einem Bohrturm. Mit nie versagender Sicherheit förderte er das Gestänge aus dem Bohrloch heraus oder ließ es sorgfältig hinein bis auf die Teufen, auf denen jeweils der Bohrmeißel seine zerschmetternde Arbeit tat. Hundert, zweihundert, dreihundert Meter und tiefer.

Seit zwanzig Jahren tat Heiner so, und wo immer seine Bohrung angesetzt wurde im deutschen Vaterland, stach er sein langes Nadelloch in die Erde und fuhr seinen Meißel darin auf und ab. Längst hätte er Bohrmeister werden können, aber er konnte sich nicht von seiner Maschine trennen, die langsam mit ihm alt und gichtig wurde. Mit seinem Meister stand er auf Du, und den Ingenieur, diesen langschlaksigen Jungen, behandelte er wie seinen Sohn. Über die jungen Burschen der Belegschaft führte er ein unbefohlenen Regiment, damit sie

nicht zu viel zu den Mädchen ins Dorf liefen, oder auf die Höfe, in deren Nachbarschaft sie jeweils arbeiteten.

Er selbst schien gefeiert gegen diese Dinge. Seit dem Fest aber, das die Bohrleute den Dörflern gegeben hatten, aus Dank für ihre Einladung zur Sonnenwendfeier und zum Ernting, seit diesem fröhlichen Tanzabend war mit Heiner Wulf etwas nicht in Ordnung. Der sonst um den Fortschritt der Bohrung besorgt war wie keiner, duldete ohne Worte, wenn der Dampfdruck um eine halbe Atmosphäre geringer war; selbst die Ergebnisse des Tages — die Gesteinsproben aus der Erde — interessierten ihn weniger. Auch die Jungen beachtete er kaum, und so konnte es geschehen, daß der Kesselwärter auf einer abendlichen Liebespitsch eben den Heiner Wulf mit einer jungen Frau am Waldsaum sitzen sah, wo sie schweigend über Tal und Acker starrten. Das war Anna Beermann, die vor einem Jahr ihren Mann verloren hatte. Jeder kannte die Bäuerin, und mancher von den zweiten und dritten Söhnen der Nachbarschaft hatte ihr schon seinen Dienst angeboten beim Heuen und Ernten. Sie hatte „danke“ gesagt, aber nicht mehr.

„Das wird nicht mehr sein, wenn ihr Kohle findet.“

Heiner Wulf nahm die Pfeife aus dem Munde, wies in die Gegend. „Dort kommt wohl das Bahngleis hin und dort vielleicht der Fördereschacht mit der Kohlenwäsche und das Maschinenhaus und die Büros, ja, Anna — dann kommen viele Leute her, und bei euch gibt es keine hungernden Menschen mehr. Alle kriegen Arbeit, und später wird man wohl Häuser bauen müssen für die Bergleute. Hier am Hang wäre ein schöner Platz dazu.“

„Und die Höfe?“

Ja, die Höfe würden wohl für viel Geld an die Gesellschaft verkauft.

„Geld?“ fragte Anna erstaunt. „Geld?“ sagte sie noch einmal, und plötzlich spürt Anna, daß ein Mensch sehr heimatlos sein muß, um so zu sprechen.

Sie sieht auf ihren Hof hinab, der schußlos dort unten zu liegen scheint, weil kein Mann ihn vor der Gefahr bewahren kann — und plötzlich steht eine seltsame Frage in der Luft, und der Heiner muß erst lange nachdenken, so überrascht ist er.

„Woher ich komme, Anna? Tja — da war mal ein Bohrturm bei uns auf dem Hof, direkt hinter der Scheune, denk dir — und dann bin ich später mit fortgegangen, das ist alles.“

„Auf eurem Hof stand der Bohrturm?“ fragt Anna erstaunt.

Ja, die Wolfsbauern saßen seit O das Zeit oben im Hanoverschen, aber einer könnte doch nur immer Herr sein.

Dann verstünde er auch sicher etwas vom Lande — und als sie das sagte, war in ihren Augen ein großes und starkes Hoffen.

„Verstehen — was soll da zu verstehen sein? Nur dachte ich immer schon, du solltest dem Rübenacker dahinten etwas Mergel geben, weil er zu fett ist, und auch der Kleeschlag an der Beke ist ein bißchen zu gelb gewesen im Sommer. Das tut der verflügte Phosphat, sag ich immer. — Nein, Anna, verstehen tu ich wohl so recht nichts von der Wirtschaft.“

Da geschah denn etwas sehr Seltsames. Die junge Bäuerin Beermann, die den anderen Bauernsöhnen nach dem Ernten nur Dank sagte und sonst nichts, diese junge Witwe legte dem Heiner Wulf ihren Kopf an die Schulter, und Heiner wußte nicht, wie ihm geschah. —

Darum hatte Heiner, der Dampfwindenführer, seit dieser Zeit so wenig Interesse für den Dampfdruck und für die Proben aus der Erde. Seit Tagen warteten sie doch schon auf die Sündigwerdung. Der Bohrmeister war nervös und befahl überall herum, der lange Ingenieur, der sonst oft stundenlang wie ein hochbeiniger Jagdhund durch die Felder strich, ging nicht mehr vom Bohrloch weg, eine seltsame Unruhe hielt ihn gebannt. Tag und Nacht stand er am Bohrturm und beobachtete das langsame Niedergehen des Gestänges.

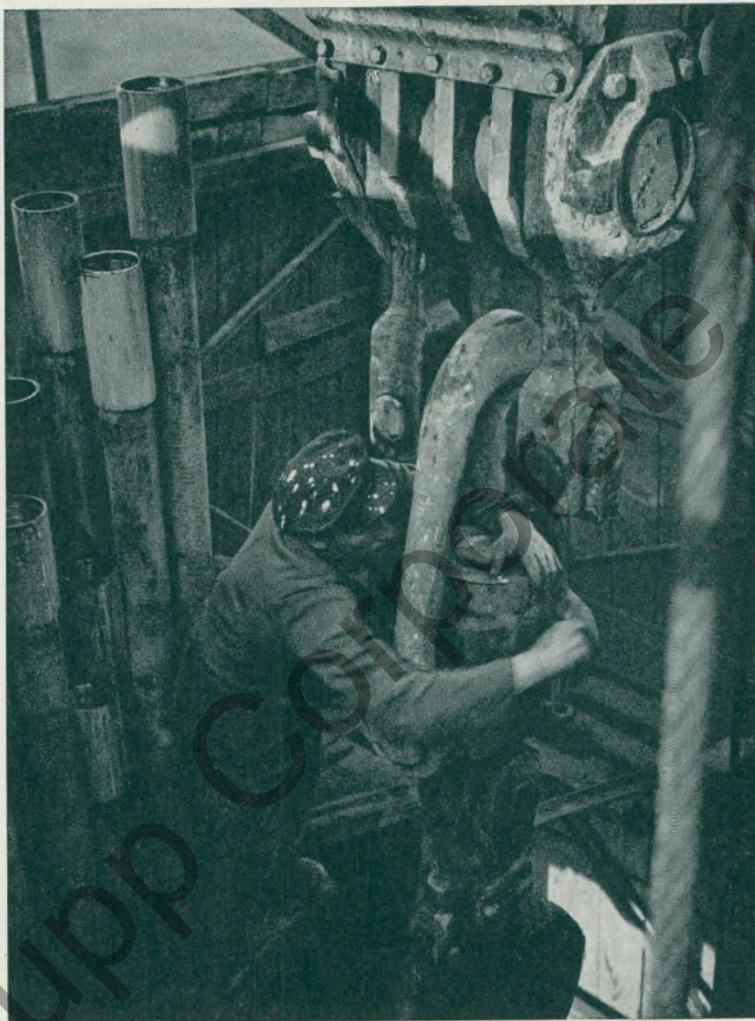
„Er sinkt nicht mehr“, sagte der Bohrmeister und zeigte auf die Kennmarke.

„Ausfahren!“ schrie der

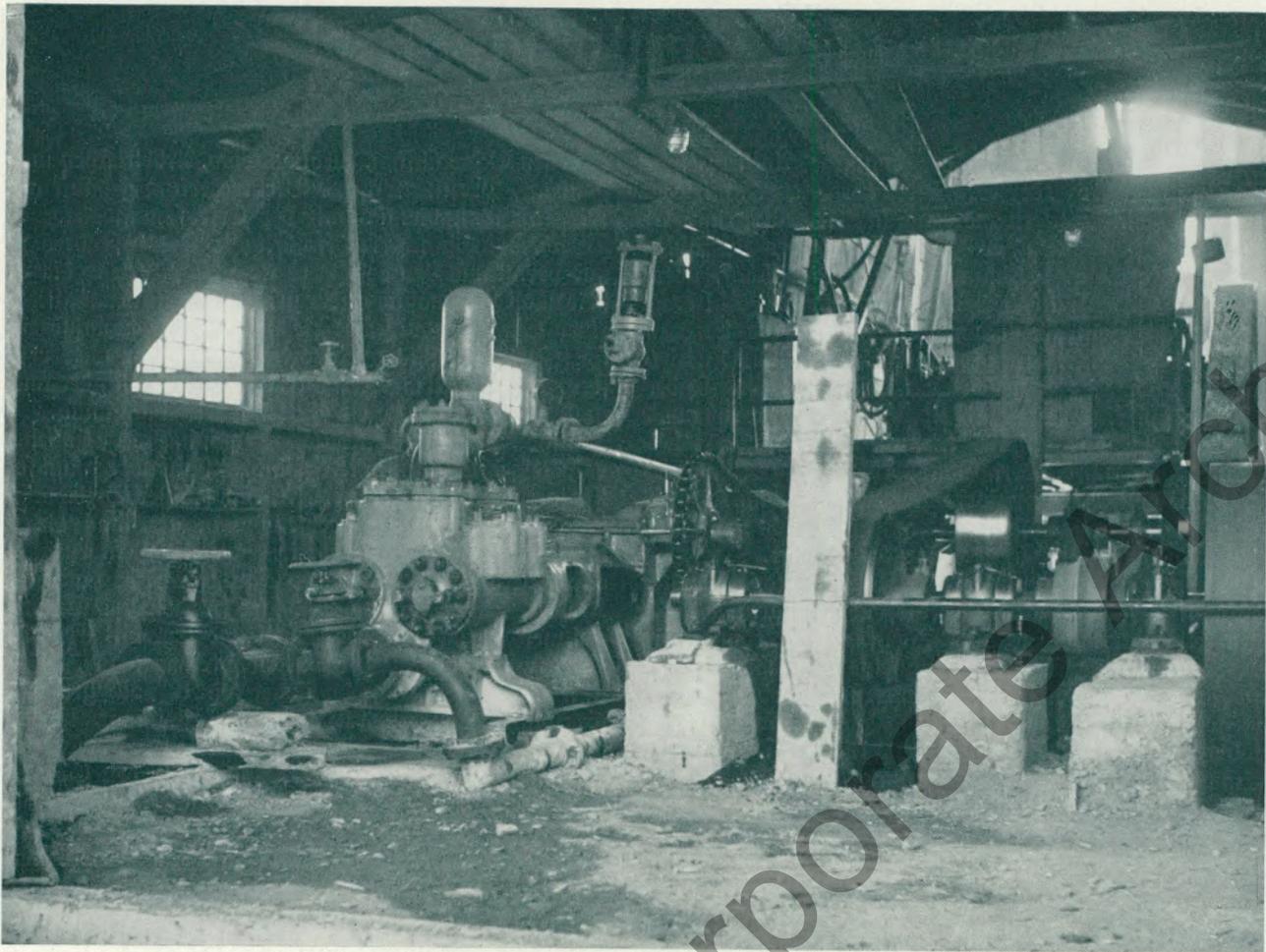
Ingenieur überlaut, denn der Meißel schien stumpf geworden und sank nicht mehr tiefer.

Nun begann Heiner Wulfs gewohnte Arbeit. Langsam ließ er die Maschine angehen, kuppelte die Winde ein und zog zwanzig Meter Gestänge heraus, genau soviel, wie die Höhe des Turmes betrug. Die Länge wurde abgeschraubt, und schon rollte das Leerseil herab, griff aufs neue das Gestänge und zog es bis unter die Seilscheibe. Länge für Länge kam aus dem Bohrloch hervor, hundert, zweihundert, dreihundert Meter. Heiner stand wie ein König auf seinem erhöhten Stand, und während die Maschine laut und vernehmlich stöhnte, rückte er auf die Sekunde genau die Kupplung aus, schlug die Bremse an.

Bierhundertsechzig Gestänge waren heraus, und nur noch zweihundert Meter dieser schweren und langen Eisenstange samt dem mannhohen Meißel waren im Bohrloch — da geschah



Beim Aushängen des Gestänges
in der Spitze des Bohrturmes.
(Links: weitere Bohrtrohre.)



Maschinenanlage im Bohrturm.

das Unglück: Das Förderseil hatte mit dem Greifer das Gestänge ergriffen, und Heiner Wulf fuhr es mit dem Volldruck seiner Maschine hinauf. Dicht unter der Seilscheibe kam dieser bekannte kurze Bremsdruck und das Auskuppeln. Aber eben bei diesem Bremsdruck gab es ein metallisches Brechen, das Seil fuhr ungebremst unter die Seilscheibe, zerriß, und mit einem stirkenden Kreischen sausten zweihundert Meter eisernes Gestänge in die grundlose Tiefe.

Zweihundertsechzig Meter freier Fall vernagelten mit einem Gewirr von Stahl und Eisen in dieser Sekunde für alle Ewigkeit das Bohrloch und vernichteten damit die Hoffnung auf Kohle.

Zwei Tage später saßen Anna und Heiner Wulf am Waldsaum, schweigsam und hinstarrend über die Äcker und Wiesen und über die Höfe zwischen den Baumgruppen.

„Heiner“, sagt Anna endlich und legte dem Hinstarrenden die Hand auf den Arm, „das mit der Kohle sollte nicht sein. Hier soll Bauernland bleiben, und auf den Höfen sollen Bauern leben; auch auf dem meinen“, setzte sie leise hinzu.

Heiner hörte es wohl, aber er schwieg. Seit zwei Wochen hatte er davon geträumt, wieder Bauer zu werden wie sein Vater. Aber eine Sekunde hatte genügt, all dieses zu zerstören; eine einzige Niete, die zur Unzeit aus seinem Bremsband gerissen war, hatte eine Bohrung zerstört und die Hoffnung zweier Menschen.

Eine gewissenhafte Untersuchung hatte ihn freigesprochen von Schuld. Materialfehler! Aber das hatte ihn nicht befriedigt. Da war etwas, was nichts mit Material zu tun hatte. Etwas, über das er nicht hinwegkam.

Anna wußte nichts von diesen Gedanken und sah ihn nur mit Augen an, die ein nahes Ziel sehen. Sie legte ihm die

Hand auf den Arm: „Willst du dieser Bauer werden, Heiner?“ sagte sie leise. Heiner sieht den Wolkenschatten nach, die über Äcker und Höfe ziehen bis in die Ferne. „Nein“, sagt er hart und versinkt wieder in seine Gedanken.

Dann wird er aus seiner Schweigsamkeit laut wie ein Mensch, der überquillt an den Worten, die in ihm sind.

„Zwanzig Jahre bin ich mit meiner Maschine zusammen gewesen, und sie hat mich nicht im Stich gelassen. Dabei ist sie alt geworden und krank, niemand wußte das so gut wie ich. Ich mußte ihr helfen, sie war in Not, und ich habe an dich gedacht, Anna, und an den Hof. Jetzt weiß ich, was das Bittern meiner Maschine bedeutete, das bis in meine Hände lief durch den langen Hebel, am letzten Tage. Sie hat nach mir gerufen, ich aber habe sie zu Tode geheßt, ich, dem sie die Treue gehalten hat, zwanzig Jahre lang.“

Heiner, der schwerfällige Heiner Wulf stand auf, sein Gesicht war rot vor Erregung. Aus der Tasche holte er ein kleines Stück Eisen, wog es wie prüfend in der Hand, ehe er es der Frau in den Schoß legte.

„Da, Anna, eine Niete, denkst du, was liegt an einer Niete! Nein, Anna, das hat geschrien in seiner letzten Not, da fragt man nicht, was es ist, ein Mensch oder ein Tier, oder eine Niete. Es wollte nicht sterben, für sich nicht, für die anderen nicht und gewiß nicht für den Menschen, dem sie vertraut. Aber weil ich an dich dachte . . . Tod ist Tod — und niemand darf an ihm schuldig werden.“

Und ehe noch Anna aus ihrem Staunen kam, schritt Heiner Wulf ohne ein Wort des Abschiedes davon. Mit großen schwerfälligen Schritten ging er den Berg hinab zu dem Bohrturm, den man abzubrechen begann.

Geistige Familienähnlichkeit.

Von Prof. Dr. M. H. Baege.

Zum ersten Male hat sich der englische Anthropologe Francis Galton, der Begründer der Eugenik, mit dem Studium der geistigen Verwandtenähnlichkeit beschäftigt. Er ging in der Weise vor, daß er durch ein einfaches Auszählen feststellte, wie oft eine bestimmte geistige Eigenschaft unter Blutsverwandten auftritt, und die so gewonnene Zahl dann verglich mit der Zahl, die er durch Auszählung der Verbreitung der gleichen Eigenschaft in einer großen Menge nicht-verwandter Menschen erhielt. Das Verhältnis der beiden Zahlen gibt dann ein Maß für die Ähnlichkeit Blutsverwandter in bezug auf diese Eigenschaft. Kommt die Eigenschaft beispielsweise unter fünfhundert Blutsverwandten zweihundertmal oder gar noch häufiger vor, unter Nichtverwandten hingegen etwa nur fünfzig- bis hundertmal, so besteht zweifellos eine Verwandtenähnlichkeit in dieser Eigenschaft.

Galton hatte erkannt, daß die Ähnlichkeit Blutsverwandter in bestimmten seelischen Eigenschaften das grundlegende Erfahrungsmaterial für die Erforschung der Vererbung geistiger Fähigkeiten ist, und er benutzte seine Feststellungen über geistige Familienähnlichkeit dazu, zu untersuchen, ob die Fähigkeit zu hervorragenden Leistungen auf irgendwelchen Gebieten beruflicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung unter den Mitgliedern bestimmter Familien vererbt werde. Fußend auf den Ergebnissen seiner Untersuchungen, hat der große Anthropologe dann zeigen können, daß hervorragende Männer der verschiedensten Betätigungsgebiete mehr hervorragende Verwandte haben, als man bei einer rein zufälligen Verteilung der Begabungen in der betreffenden Familie erwarten dürfte. Galton berechnete, daß 31 Prozent der bedeutenden Männer hervorragende Väter, 17 Prozent hervorragende Großväter, 18 Prozent hervorragende Onkel, 3 Prozent hervorragende Urgroßväter, 5 Prozent hervorragende Großonkel, 41 Prozent hervorragende Brüder, 13 Prozent hervorragende Vettern, 48 Prozent hervorragende Söhne, 22 Prozent hervorragende Neffen, 14 Prozent hervorragende Enkel und 3 Prozent hervorragende Urenkel haben.

Heute liegt nun eine große Anzahl von Untersuchungen zur Ermittlung der geistigen Ähnlichkeit von Verwandten vor. Einige davon erstrecken sich, wie die Arbeiten von Galton, auf den Nachweis eines gehäuften Auftretens hervorragender Begabungen bestimmter Art in derselben Familie. Andere zeigen an ausgesprochenen Durchschnittsfamilien die seelische Übereinstimmung Blutsverwandter in den verschiedenen Formen des Temperaments und Trieblebens, in Eigenschaften des Charakters (wie zum Beispiel Ausdauer, Fleiß, Schüchternheit, Behemmtsein usw.), in Eigentümlichkeiten der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses, in bestimmten intellektuellen Fähigkeiten, in Neigungen und Antrieben zum Handeln, in verschiedenen moralischen Eigenschaften, in der sozialen Tauglichkeit, Art der Lebensführung usw. auf.

So hat man zum Beispiel fünfzehn in einem Dorf alteingesessene Familien auf die charakteristischen seelischen Eigenschaften ihrer Mitglieder untersucht und durch drei Jahrhunderte zurück verfolgt und dabei gefunden, daß innerhalb eines bestimmten Familienkreises immer wieder die gleichen geistigen Interessen oder gleiche Interessenlosigkeit, dieselben wirtschaftlichen Bestrebungen, die gleiche Stellungnahme zu Gemeindeangelegenheiten, die gleiche Tatkraft in der Bekleidung öffentlicher Ämter; die gleiche Eignung zum Führer usw. auftrat.

Am augenfälligsten zeigt sich nun die geistige Verwandtenähnlichkeit in manchen unterdurchschnittlichen Familien,

in denen Schwachsinn, Alkoholismus, Arbeitscheu und Vagabundage, Prostitution und Verbrechenhaftum gehäuft auftreten. Die Arbeiten, die sich mit der Erforschung dieser Art von Verwandtenähnlichkeit beschäftigen, sind besonders zahlreich und vermitteln uns besonders tiefe Einsichten in die Bedingtheit und Gesetzmäßigkeit der geistigen Familienähnlichkeit. In einer Ehe zum Beispiel, die von zwei Schwachsinnigen geschlossen wird, sind 77 Prozent der Kinder wieder schwachsinnig. Ist nur einer der Eltern schwachsinnig, der andre normal, so sind 37 Prozent der Kinder schwachsinnig.

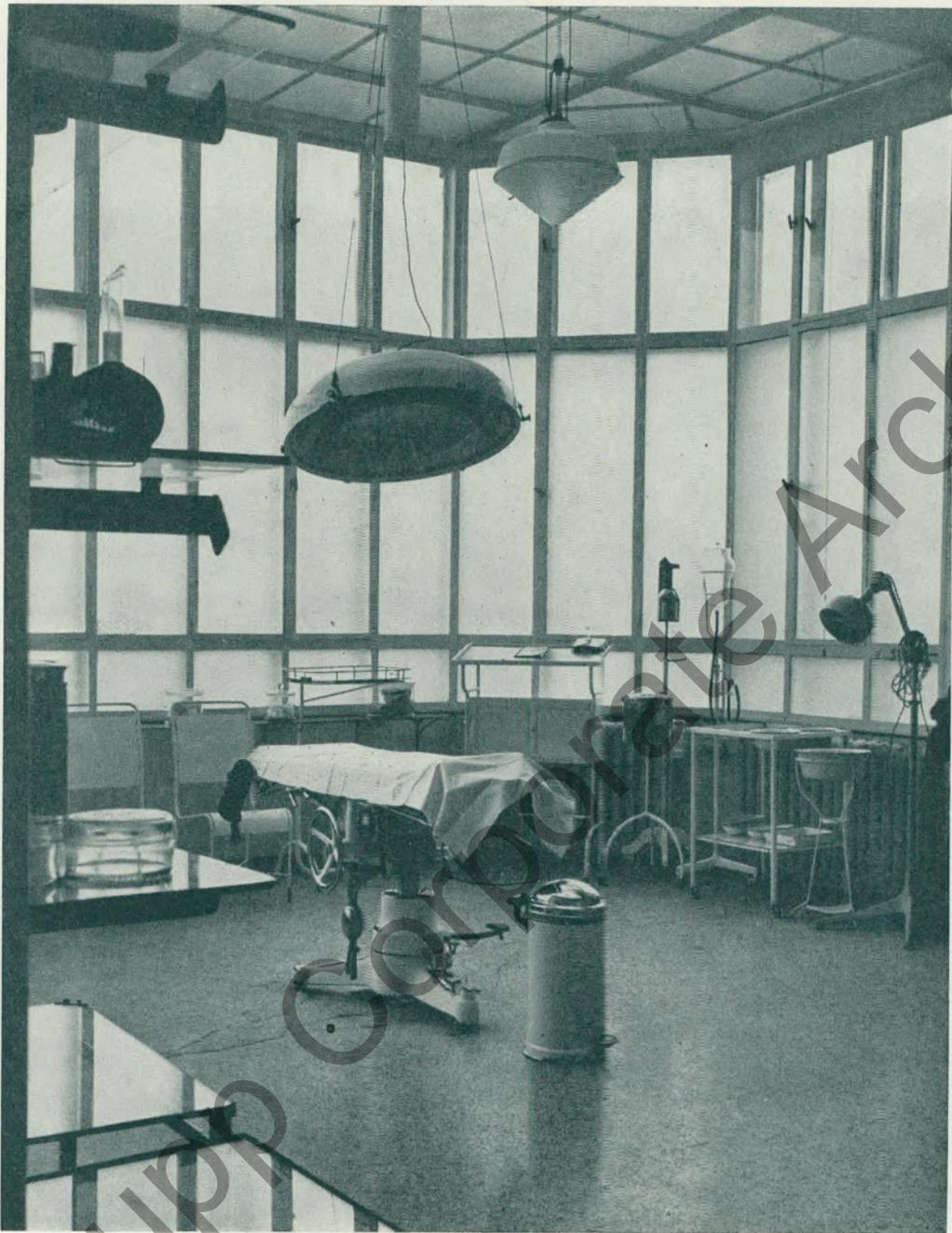
Schon die ersten Untersuchungen von Galton haben gezeigt, daß die geistige Ähnlichkeit zwischen Verwandten um so größer ist, je näher sie sich in verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Das gleiche Ergebnis erhielt man, als man die Schulleistungen von Kindern mit denen ihrer Eltern und Großeltern verglich. Zwischen den Schulleistungen von Eltern und Kindern zeigte sich da eine größere Übereinstimmung als zwischen denen von Großeltern und Enkeln. Experimentelle Untersuchungen an Geschwistern sprechen dafür, daß die geistige Ähnlichkeit zwischen ihnen wieder noch größer ist als die zwischen Eltern und Kindern. Bei Zwillingen ist sie doppelt so groß wie die anderer Geschwister. Eine besonders starke Ähnlichkeit zeigten die Untersuchungen in den Gedächtnisleistungen (hauptsächlich in der Merkfähigkeit) von Geschwistern auf.

Neben der allgemeinen Ähnlichkeit von Verwandten in bestimmten geistigen Eigenschaften gibt es nun noch eine geschlechtsgebundene Verwandtenähnlichkeit, das heißt: in bestimmten geistigen Eigenschaften sind sich die Frauen, in anderen die Männer einer Gruppe von Blutsverwandten besonders ähnlich. Ja, gewisse Untersuchungsergebnisse scheinen dafür zu sprechen, daß die Übereinstimmung der Angehörigen des gleichen Geschlechts im Durchschnitt wesentlich größer ist als die der Angehörigen beider Geschlechter in derselben Familie. Am stärksten soll sie sich in den Eigenschaften des Temperaments, am wenigsten in den Eigenschaften des Verstandes zeigen.

Auf welche Ursachen ist nun die geistige Familienähnlichkeit zurückzuführen? Sie ist zweifellos — darauf deuteten wir ja schon verschiedentlich hin — ein Ausdruck der erblichen Übertragung von bestimmten Anlagen. Neben dem Angelegten und Vererbten hat aber auch die Umwelt einen gewissen Anteil. Es ist die gleiche Umwelt, in der die Eltern und Kinder leben, und die durch das Zusammenleben bedingte gegenseitige Beeinflussung, die — besonders in bestimmten Verbalkensweisen — manche Gleichheit oder Ähnlichkeit hervorruft. Gäbe es diesen Umwelteinfluß nicht, so gäbe es auch keine geistige Verwandtenähnlichkeit, denn damit die ererbten Anlagen sich zu den gleichen Eigenschaften, die die Eltern kennzeichnen, entwickeln können, brauchen sie als Entwicklungsreiz den gleichen Umwelteinfluß, der diese Anlagen bei den Vorfahren zur Entfaltung brachte. Damit beispielsweise die ererbten musikalischen Anlagen der Kinder eines musikalisch begabten Elternpaares sich zu gleichen musikalischen Leistungen entwickeln können, brauchen sie entsprechende Anregungen durch Familientradition, Unterricht usw., also mannigfaltiger Einwirkungen aus ihrer Umwelt. Denn die Vererbung von Anlagen ist nicht die Vererbung von Eigenschaften. Damit die Anlagen zu Eigenschaften werden, müssen sie geübt werden, und die dazu nötigen Übungsreize liefert eben die Umwelt. Wo keine Anlagen dazu vorhanden sind, kann natürlich auch die bestbeschaffene Umwelt keine geistigen Eigenschaften hervorrufen.

Operationsaal
im
Hüttenhospital
des
Dortmund-Hoerder
Hüttenvereins,
Werk Hoerde.

Lichtbild: Hallensleben.



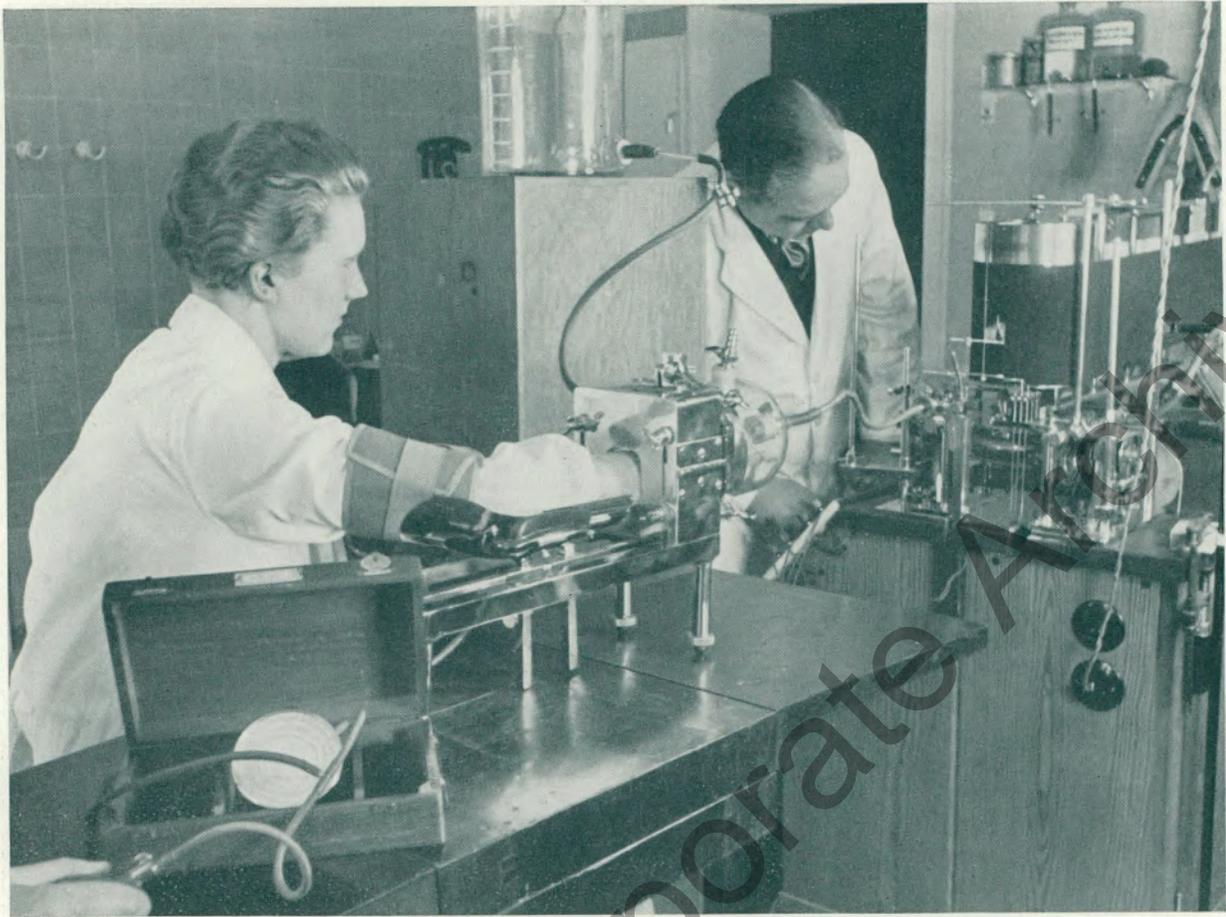
Der Stand der Blutforschung.

Was der Arzt aus dem Blute erkennen kann.

Von Professor Dr. Viktor Schilling, Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Münster i. W.

Noch vor wenigen Jahren in der Hand weniger Spezialisten, ist heute schon die Blutuntersuchung zu einem wichtigen Werkzeug in der Hand des sorgfältig untersuchenden Arztes geworden, und weite Kreise interessieren sich für sie, wie erst gerade die vom In- und Ausland sehr beachtete Erste Internationale Hämatologische Tagung in Münster gezeigt hat. Mancher hat schon selbst Bekanntschaft mit dem feinen Stich in das Ohrläppchen oder die Fingerspitzen gemacht und den geschickten Händen zugeesehen, die den stechnadelkopfgroßen Bluttröpfchen auf einem Gläschen zu gleichmäßiger zarter Schicht ausbreiten.

Was sieht nun der Arzt in einem „Blutausstrich“, nachdem er ihn in bestimmten Farblösungen mit einem zarten rosa Hauch versehen hat, in der vielhundertfachen Vergrößerung seines Mikroskopes? Der rosa Hauch löst sich unter den scharfen Linien des Mikroskopes in Hunderte von gleich großen, gleich runden, gleich rosafarbenen Blutstribchen auf, die man wegen ihres rotgelben Farbstoffes, den sie schon ohne Färbung besitzen, die roten Blutkörperchen des Menschen nennt. 5000000 von ihnen haben bequem in einem Kubikmillimeter Gesamtblut Platz; sie nehmen mit den etwas größeren 6000 weißen Blutkörperchen nicht mehr als etwa die Hälfte ein; der Rest ist klares Plasma.



Blutdruckmessung.

Lichtbild: Dr. Paul Wolf.

Leber saniert den „Bluthaushalt“.

In dieser auf der ganzen Welt ziemlich gleich hoch gefundenen Grundzahl liegt die Möglichkeit, aus einer genauen Zählung auf die Gesundheit des Blutes oder, bei niedriger Zahl, auf die verschiedenen Arten von Blutarmut zu schließen, die jede ihrem Wesen nach verschiedener Entstehung sind und ganz verschiedener Behandlung bedürfen. Zahlen sind ein eiförmiger Begriff: bunte Mannigfaltigkeit aber entsteht erst durch Mitbeachtung der Form, Größe und Farbe der winzigen Scheibchen. Hierauf also achtet der Arzt. Er sieht zum Beispiel größere, mehr ovale, intensiv rote Körperchen, und er weiß sogleich, daß die bösartigste Form aller Blutarmut vorliegt, die berühmte „Perniziosa“, die verderbliche Anämie. Damit aber weiß er bereits viel mehr: daß dieser Kranke keine Säure im Magensaft haben kann, daß ihm schwere Nervenkrankungen drohen, daß er sofort zu der einzigen rettenden Behandlung greifen muß, der Zuführung von „Lebersubstanzen“.

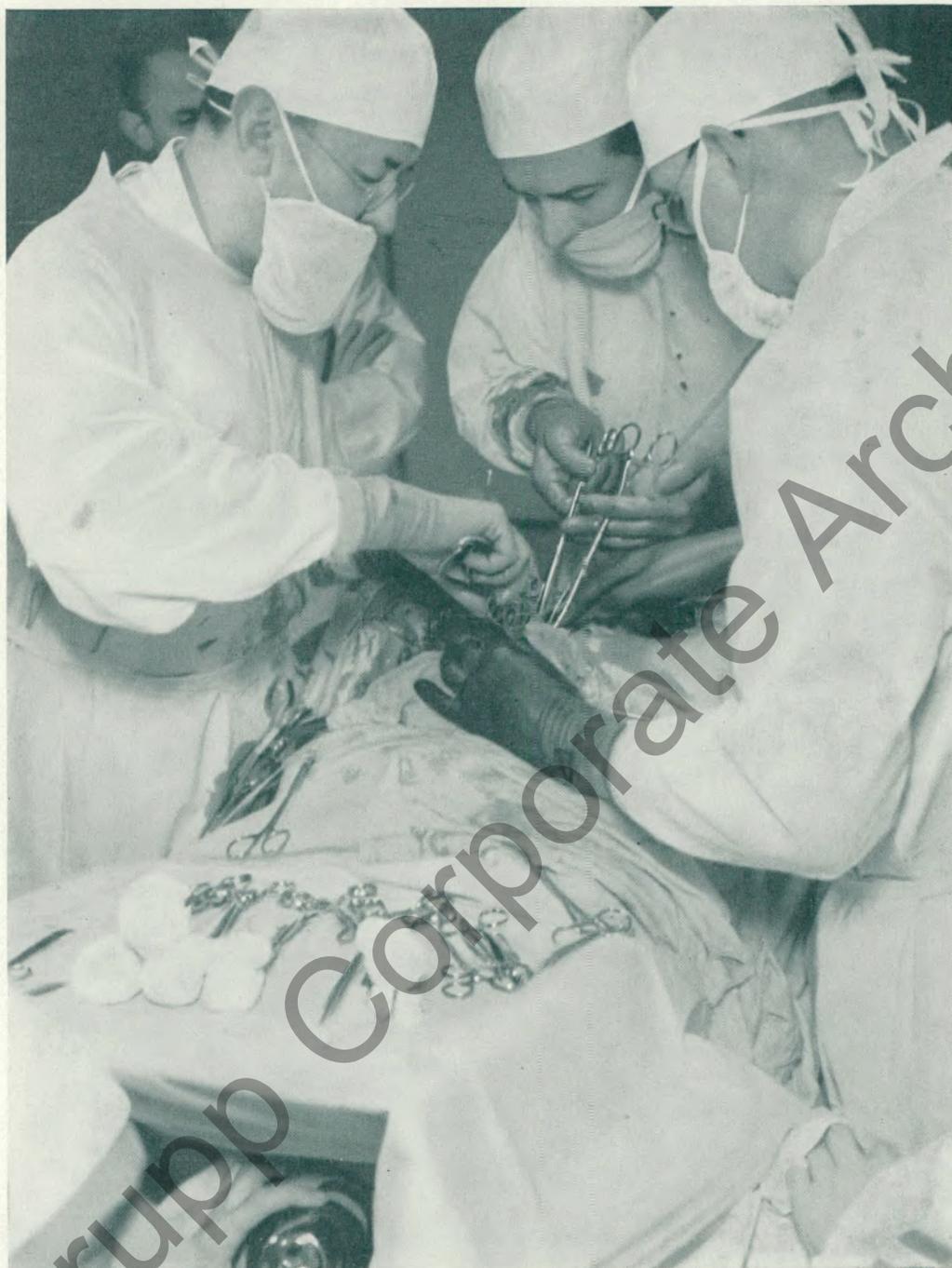
Leber? Warum? Dies zeigten die Amerikaner Whipple, Minot und Murphy. Gibt man den früher in wenigen Jahren rettungslos verlorenen Kranken regelmäßig frische Leber oder bequemer einen Extrakt, wie ihn in einspritzbarer Form als „Campolon“ der deutsche Professor Gaenslen hergestellt hat, so sind nach einigen Wochen die Verlorenen genesen und bleiben es, wenn ihnen in rechter Dosis der Leberstoff zugeführt wird. Welch ein unerhörter Erfolg dieser jungen Wissenschaft vom Blute!

Es kommt auch vor, daß bei einer blassen, hilflosen Frau in mittleren Jahren die roten Scheiben ebenso schwächlich, kaum gefärbt erscheinen. Sie sind nicht abnorm groß, eher mitunter viel zu klein und mißgestaltet. Der Magensaft ist oft ebenso salzsäurefrei wie bei der Perniziosa. Jüngste Forschungen erkannten diese abweichende Form als eine Art später

Bleichsucht. Sie versuchten das dort unfehlbar helfende Eisen, und siehe, die auf Leber nicht heilende schwere Blutarmut war „eisenbegierig“. Sie war es besonders, die den Ruf von der wunderbaren Wirkung der Eisen- und Stahlbrunnen schon im Altertum begründete. Heute vermag der Arzt bereits vorher mit Sicherheit zu bestimmen, an welchen Patienten sich das Wunder der Wiederbelebung des Blutes und mancher weiblichen Funktionen durch Eisen vollziehen wird.

Wenn die Blutplättchen fehlen.

Wieder ein anderer Fall. Bei einem todblaffen Manne liegt anscheinend auch die gleiche Blutarmut vor, aber — da ist noch etwas Besonderes! Es gibt in jedem Kubikmillimeter Blut außer Weißen und Roten noch winzigste Stäubchen, die „Blutplättchen“. Sie scheinen spärlich, nein, sie fehlen auch bei längerem Suchen in einer besonderen Präparation nach dem Schweizer Fomic, so gut wie ganz. Frage an den Patienten: Hatten Sie Blutungen? — Ja, etwas Nasenbluten; beim Zähneputzen blutete das Zahnfleisch leicht! — Bekamen Sie leicht „blaue Flecken“, wenn Sie sich nur gering stießen? — Das habe ich in letzter Zeit zu meiner Verwunderung mehrfach gesehen. — Der Arzt legt eine Gummibinde um den Arm, und nach wenigen Minuten treten masernartige dunkelrote Blutflecken in der Haut auf, dichtgefaßt. Es handelt sich um „Purpura“, die Werlhoffsche Krankheit. Schuld daran sind jene winzigsten Plättchen! Wenn sie fehlen oder unter 30 000 im cbmm sinken, so tritt das Blut auf leise Schädigungen schon aus den feinen Gefäßen heraus und kann fast unstillbar aus winzigen Wunden bluten. Erst geringfügige, später immer mehr anämisierende, schließlich tödliche Blutungen erfolgen oft verborgen in den Darm, die Körperhöhlen, die Gelenke oder offen aus Mund und Nase! Auch hier fand die Blutforschung eine Rettung, die Herausnahme der Milz!



Die
Operation.

Lichtbild:
Dr. Paul Wolf.

Was hat die Milz hiermit zu tun, ja, was bedeutet sie überhaupt? Man kann sie entfernen, und der Mensch lebt weiter? Also muß sie doch unwichtig, überflüssig sein! Eben diese Fragen beschäftigen die Blutforscher aller Länder seit Jahren und sind noch lange nicht gelöst, wie in einer reizvollen Übersicht der Wiener Dozent Dr. Lauda auf dem Münchener Kongress ausführte. Augenscheinlich fängt die Milz jene wichtigen Blutstäubchen, wenn sie krankhaft verändert sind, aus dem Blutstrom heraus und entzieht sie ihrer gefäßdichtenden Funktion. Und darum blutet es überall, solange die Milz noch im Körper ist. Fast im gleichen Augenblick aber, in dem der Chirurg mutig aus dem stark blutenden Bauchschnitt die Milz heraushebt, versiegen die blutenden Gefäße; bald verblasen die blauen Flecken, und der fast Verblutete ist wenigstens praktisch außer Gefahr, wenn auch nicht stets geheilt.

Milz und Mark.

Nicht das einzige Wunder der Milz! Der Arzt findet im Blute kleine, runde, dunkelrote Kügelchen; sie liegen in ein-

zelnen der roten Scheiben; er stußt: „Wann wurde bei Ihnen die Milz entfernt?“ — „Vor jetzt zehn Jahren, nach einem Unfall“, antwortet erstaunt der Patient! Tatsächlich bedeuten jene roten Kügelchen, wenn nicht eine seltene Milzkrankheit vorliegt, das zuverlässige Signal für das Fehlen der Milz! Sie stammen aus dem Knochenmark, wo die roten gebildet werden. Sie beweisen, daß geheimnisvolle Beziehungen bestehen zwischen der Milz und dem Mark. Von diesem ersten Hinweis beginnt eine Kette wichtigster Beobachtungen ähnlicher Art, die, wie Verfasser wohl zum ersten Male zusammengefaßt auf der Pyramonter Tagung ausführte, Forschungsaufgaben für eine lange Zukunft stellen. Milz und Mark, Milz und Leber, Leber und Hirnanhangsdrüse, diese wieder mit den Nieren, den Geschlechtsdrüsen, alles steht durch abgeforderte, hochwirksame Säfte, Hormone, miteinander in Verkehr, steuert sich gegenseitig, erkrankt, wenn eins ausfällt oder zu stark wird. Manchmal wirken auch äußere Stoffe der Nahrung noch mit, wie das Eisen, die bekannten Vitamine! Solch ein hormonähnlicher Stoff ist eben jener

schon erwähnte Leberstoff. Der Amerikaner Castle zeigte jüngst, daß ein äußerer Nahrungsfaktor und ein aus der Magenschleimhaut stammender innerer Faktor zusammen erst den „Leberstoff“ entstehen lassen. Jetzt wurde die Bedeutung der fehlenden Salzsäure klar! Es ist die krankhafte Funktionsuntüchtigkeit, die Verkümmern dieser Schleimhaut, die in Wahrheit die Perniziosa bewirkt, sei es Anlage, sei es aus jahrelanger Erkrankung.

Die Landkarte der Blutgruppen.

Konnte der Blutserumforscher Landsteiner es ahnen, als er Blutproben verschiedener Menschen mehr zufällig miteinander mischte und dabei manchmal Verklumpungen beobachtete, manchmal nicht, daß dieser kleine Versuch, systematisch ausgebaut, die Wurzel werden würde einer Blutuntersuchungsmethode, mit der der Sachverständige in einer Anzahl von Fällen die uneheliche Vaterschaft des Angeeschuldigten mit Bestimmtheit ablehnen, das Blut des Opfers aus der Kleidung des Mörders gegenüber anderem Menschenblute identifizieren, der die Vaterschaft eines Fremden beschwörenden, jungen Mutter den Meineid nachweisen kann? Mehr noch: heute werden schon Rassen miteinander verglichen, Blutsverwandtschaften der Völker, die das tausendjährige Schicksal weit auseinander verschlug, wiederentdeckt, ja, bereits eine Karte ausgearbeitet, die die Verteilung der Grundstämme der Menschheit in grauester Vorzeit mitbestimmen wird, denn die „Blutgruppen“ sind unverlierbare Erbeigentümlichkeiten, zwei Haupteigenschaften A und B, neuerdings auch zwei weitere M und N, die nach strengen Erbregeln stets wieder von den Eltern auf die Kinder, aber in immer neuen Kombinationen vererbt werden und damit alle diese wunderbaren Schlüsse ermöglichen.

Langsam lüftet sich der Schleier auch der anderen Vererbungen im Blute. Eine Form der Gelbsucht, hervorgehend aus einer inneren Auflösung des zu verletzlichen Blutkörperchens, wurde als familiär erkannt; auch hier ist wieder die Milz der Ort des Unterganges der zu schwachen Roten, und ihre Entfernung, jetzt schon hundertfach erprobt, heilt die gefährlichen schweren Fälle.

Die „Mütter“ der „Weißen“.

Auch das Studium der weißen Blutkörperchen, die trotz ihrer so geringen Zahl von 6000 im Kubikmeter ärztlich viel wichtiger sind, schreitet rasch fort. Junge Forscher, wie Rohr, Schulten und Henning haben die älteren Untersuchungen des Schweizers Naegeli und Verfassers am Knochenmark fortgesetzt. Hier liegt die Wiege des Hauptanteiles der Weißen; der Nest entspringt aus Milz und Drüsen hauptsächlich. Ein Fall mit Blässe, Milzgeschwulst, Drüsenpaketen erscheint nach dem einfachen Blutpräparat unerklärbar. Durch eine kleine Operation oder den Stich einer Hohlnadel nur eröffnet sich der Arzt Zugang zu den inneren Knochenhöhlen des Brustbeines. Er breitet das winzige Bräckchen entnommenen Markes sorgfältig aus, und nun sieht er die „Mütter“ selbst, die Ursprungszellen der Weißen. Er studiert ihre Zusammensetzung und Formen. Er erkennt die Zellen des Krebses zwischen ihnen. Malariaparasiten, die vielleicht schon seit dem Kriege in diesem Winkel schlummern, um einmal doch wieder unerwartet zu einem hitzigen Rückfall auszuholen, ungewöhnliche Abweichungen, die ihm die Erkennung der Leukämie, der Weißblütigkeit, schon erlauben, wenn im Blute selbst noch alles in Ordnung erscheint. Ähnlich zieht er sich auch aus Leber, Milz, Drüsen Gewebsteile heran, die früher erst der Pathologe nach dem Tode untersuchen konnte, und vermag bei Lebzeiten schon Diagnosen, die über Leben oder Tod, Operation oder Bestrahlung, Unheilbarkeit oder belanglose entzündliche Schwellung unterscheiden, mit oft unfehlbarer Zuverlässigkeit zu stellen.

Dadurch, daß heute der Arzt den Lebenslauf der weißen Blutzellen von ihrer eignen Wiege bis zu ihrem Untergange,

ihren Wandel in allen Lebensaltern des Menschen, ihre Umschichtungen bei Krankheiten als gesetzmäßig erkannt hat, vermag er auch an ihnen, wie in einem Spiegel, die Stellung des ganzen Organismus zu bestimmten Krankheiten, besonders Infektionen, sehr sicher zu beurteilen. Arnetz fand im Studium der Kerne der weißen Blutzellen den Ariadnefaden aus einem Wirrwarr schwer deutbarer Befunde, und Verfasser baute darauf die heute üblichste, über die ganze Welt verbreitete Blutuntersuchungsformel, das „Hämogramm“, auf, mit dessen Hilfe sich alle Blutuntersucher leicht verständigen und ihre Befunde standardisieren können.

Der weiße Stoßtrupp im Gefecht.

Ein Schwerverkrankter liegt vor uns. Seit zwei Tagen beherrscht ihn ein steigendes hohes Fieber, verbunden mit unbestimmten Leibbeschwerden. Könnte es Bauchtyphus sein? Die weißen Blutkörperchen sollten dabei vermindert sein. Sie deuten aber im Gegenteil hier auf eine Art Blutvergiftung, eine heftige eitrige Entzündung. Wird der Kranke operiert werden müssen, soll er ins Krankenhaus, fragen angstvoll die Angehörigen. Der Arzt prüft dabei die kleine Blutprobe und fertigt sich sein Urteil. Nach Vermehrung und Art der Leukocyten liegt ein sehr schwerer Entzündungsfall vor, nach klinischen Zeichen eine Appendizitis, aber da sind schon einige Zellen vorhanden, die auf Umschlag, auf Krisis deuten: der Kranke darf liegenbleiben; man darf abwarten. Schon am nächsten Tage zeigt sich der Kampf der vermehrten Blutzellen gegen den eingedrungenen Erreger siegreich; der Umschlag erfolgt im Blutbilde, wenn auch das Fieber noch hoch bleibt. Der Arzt kann bereits den Angehörigen etwas Hoffnung machen. Und nun geht es in günstigen Fällen typisch weiter: nach bestimmten Regeln folgen sich die verschiedenen Klassen der Weißen, wie sich auf einem Kampfplatze Schützen, Sanitäter und endlich Sanierungstrupps folgen, jeder mit seinen besonderen Aufgaben. So wie ein Feldherr schon aus der Art der anrückenden Truppenkörper Art und Stand eines Gefechtes klar erkennt, erlebt der Arzt in dieser Form den biologischen Ablauf des Krankheitsvorganges in allen Phasen mit. Er sieht mit der noch so kleinen Abweichung vom Typus Gefahren erwachsen, die er sonst nicht erkennen kann. Er ermisst das Gelingen oder das Versagen seiner Behandlung, den Fortschritt zur „Heilphase“ oder das Verharren bzw. den Rückfall in die bössartige „Kampfphase“ des Anfanges. So wurde in ihrem letzten Ausbau die Blutuntersuchung in der Hand des Kundigen zum wahren Helfer und Berater des Arztes in schwierigsten Entscheidungen. Sie lehrt ihn die unerbittliche Gesetzmäßigkeit des inneren Geschehens im Körper, die unendliche Feinheit der Regelung aller Beziehungen, die Wichtigkeit der Allgemeinreaktion, die lange fast vergessen war, wieder mit Ehrfurcht erfassen. Wegen ihrer hohen Empfindlichkeit hilft ihm der unbedeutende kleine Blutropfen auch dann noch zu Urteilen, wo alle anderen Untersuchungsmethoden der Praxis schon versagen. Der Krankheitsbeuchler um eine Rente wird bald überführt, der angebliche „Neurastheniker“ als verborgen Kranker erkannt und betreut. Der schaffende Arbeiter im chemisch-gefährlichen Betriebe wird als gefährdet entdeckt, wenn er selbst sich noch voll rüstig glaubt. Der angeblich kerngesunde, der eine hohe Lebensversicherung eingehen will, entpuppt sich als Tuberkulöser im aktiven Stadium und wird zu seinem eigenen Besten zunächst in ein Sanatorium auf Monate geschickt. Das sind so einige der wichtigsten Anwendungen, denen der Blutuntersucher bei seiner täglichen Arbeit begegnet. Sie zeigen die außerordentliche praktische Wichtigkeit dieser jüngsten Untersuchungsmethode des internen Sacharztes und machen das große internationale Interesse verständlich, das schon zur Gründung einer französischen, italienischen und deutschen Gesellschaft zur Blutforschung geführt hat.



Der Einkauf.

Lichtbild: Pissarel.

Volle Wiegen.

Skizze von Fritz Müller-Darfenkirchen.

Es war in den letzten Kriegswochen, auf der Eisenbahn, der größten Geschichtszählerin in dieser Zeit. Die eine Hälfte unseres Abteils war besetzt von einem Bücherleser, einer Bücherleserin, einem Herrn, der zu schlafen versuchte, und einem leichtverwundeten Soldaten. Lauter gefesselte Leute also, diese Hälfte. Die andere Hälfte war eine Mutter mit kleinen Kindern. Die waren nicht gefesselt, sondern wimmelten, rutschten und plapperten. Und ihren Bezirk im Abteil suchten sie beständig zu erweitern. Mit Erfolg bei dem Soldaten, der dann und wann einen von den kleinen Plagegeistern auf der Schoß nahm. Ohne Erfolg bei dem Schläfrigen, der zwischen einem Nicker und dem anderen nach den Höfen des Soldaten schielte, ob das Feldgrau immer noch nicht angenäht sei.

Der bücherlesende Herr war sichtlich ärgerlich über das Kindergewimmel. Einmal war er ruckhaft aufgestanden, um in einem anderen Abteil Platz zu suchen. Aber alles war besetzt. Das bücherlesende Fräulein hatte gute Augen, schien aber viel zu wohlgezogen, um entschlossen zu Erkennen: Ich halte es mit der Kinderhälfte dieses Abteils oder mit der anderen.

Und die Mutter endlich, nun, die war eben eine Mutter. Eines von den Kindern verlangte von der Mutter eine Trommel. Die fände es zu Hause, sagte die Mutter. Damit war der lockige kleine Kerl nicht zufrieden. Darum trommelte er mit zehn Fingern nicht ungeschickt auf der Scheite.

Ein kleines Mädchen verlangte nach der Puppe „Dadarina“.

Die Puppe Katharina sei auch zu Hause, sagte die Mutter. Darauf ernannte die Kleine die Säbeltrodel des Soldaten zur stellvertretenden „Dadarina“, spielte mit ihr und sang dazu: „Da—da—rina — Da—darina . . .!“

Ein dritter kleiner Kerl hatte es mit der Langeweile bekommen. Es ist erwiesen, daß Langeweile der Vorzustand einer hereinbrechenden Fragerwut ist. Richtig, da fing's schon an:

„Mutti, was ist kalt und warm da drob'n am Dnopf?“

„Das ist die Heizung, Alois“, sagte die Mutter geduldig.

„Mutti, warum hat Eisenbahn Lederschwanz?“

„Damit macht man die Fenster auf und wieder zu, Alois.“

„Mutti, warum will Mann dort schlafen, is doch nicht Nacht?“

„Er wird müde sein“, sagte die Mutter unbekümmert.

„Jetzt nicht mehr“, sagte der und lächelte gutmütig in das Kindergewimmel hinein. Das Schlafen verschob er auf eine vernünftigeren Zeit.

„Mutti, warum ist Soldat nicht dodsossen?“

„Das kommt später, Alois“, sagte der Soldat, sachlich, prompt und unbeleidigt.

Hier fuhr das lesende Fräulein zusammen, und die erschrockene Mutter hielt dem Kleinen die Hand auf den Plappermund.

„Mutti, warum haltst du die Hand auf mein' Mund?“

„Weil du ein naseweiser Junge bist“, sagte der lesende Herr aus seinem Buche heraus, aber ohne aufzusehen.

Einen Augenblick Stille im Abteil. Das Trommeln an der Scheibe hatte aufgehört; das Spielen mit der Dadarinaquaste am Soldatensäbel hatte jäh eingehalten, die Kinder witterten Verständnislosigkeit. Der Alois aber suchte die erhaltene Antwort zu verdauen. Das gelang nicht. Er hatte sich vergewissernd an sein armes rotes Näslein gefaßt und gegen den Buchrücken hin erklärt:

„Is gar net wahr, hab' gar keine weiße Nas?“. Und sofort ging das lustige Trommeln auf der Fenster Scheibe wieder an, wurde die Dadarina unschmeichelt und umfungen, ging die Fragerlei des Alois fröhlich weiter:

„Mutti, warum muß der Mann dort immer Buch lesen?“

Der fing nervös zu blättern an.

„Er muß nicht, Alois, er will.“

Die Blätter flogen.

„Armer Mann . . . immer lesen . . . Mutti, war der Mann bees?“

Der Kopf schoß aus dem Buch hervor:

„Ich bitte, nun endlich nicht mehr auf mich Bezug zu nehmen!“ sprudelte der Kopf. In der Erregung stieß er mit der Zunge an und sagte „Bedsuch“ statt Bezug. Das neue Wort gefiel dem Jungen. Er suchte es in aller Unschuld nachzusprechen, indem er unverwandt auf den Mund des Mannes schaute:

„Bedsuch“, sagte er, „Bedsuch — Bedsuch.“

„Da hört doch alles auf!“ sagte der Lesende zornig, „das sind ja nette Kinder, muß ich sagen!“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr“, sagte die Mutter, „wir fahren schon sieben Stunden . . . da kommen Kinder ein wenig aus dem Geleis . . . sie meinen es nicht böds, Herr . . . wirklich nicht.“

„Ach waass!“ sagte der Herr, warf das Buch hin, schoß wieder die Abteile entlang — es war immer noch kein anderer Platz frei. Er stellte sich im Gange ans Fenster, trommelte wütend darauf und spielte dann, nervös abklingend, mit dem „Swanz von Eisenbahn“.

Das hingeworfene Buch lag mit dem aufgeschlagenen Titel auf dem leeren Platz. „Volle Wiegen“, hieß der Titel.

Der Soldat sah ihn, das Fräulein, das das Lesen eingestellt hatte, sah ihn auch. Sogar der kleine Fenstertrömmeler sah ihn. Er mußte schon weit in der ersten Volksschulklasse stecken, der kleine Lockenkopf. Denn er buchstabierte laut und erfolgreich:

„Vo—vo—vo—l—l—z — volle — Wie—wie—g—en — vorvolle Wie—igen. Was ist das, volle Wie—gen?“

„Volle Wiegen?“ sagte die Mutter mit einem wunderschönen Lächeln rings im Kreise, „volle Wiegen, das seid ihr, Kinder.“

Die Kinder waren befriedigt. Sie spielten leise weiter. Bei den andern trat eine besinnliche Stille ein. Sie konnten den Blick nicht von dem Titel wenden und von dem fordernden Ausrufungszeichen dahinter, indes der ratternde Zug die Mutter, die lebendigen vollen Wiegen, die gedruckten vollen Wiegen und endlich die Gedanken über beide weit hinein ins deutsche Land trug, unaufhaltsam.

Ich nahm das Buch mit dem Ausrufungszeichen behutsam auf und blätterte darin. Immer aufmerkamer wurde ich dabei. Ganz leise waren die Kinder geworden, flüsternd fast die zärtliche Anrede an die Dadarinaquaste, während der kleine Trömmeler mit stummem Buchstabieren in eine Verordnung über die Notbremse vertieft war. Das schaltete ihn mindestens für die nächste Viertelstunde aus. Und der Herr am Gangfenster war verschwunden.

Ich las: „Nach dem ungeheuren Aderlaß dieses Krieges wird die Ehefreudigkeit mehr denn je vomnöten sein. Das Kind ist unsere Zukunft. Für wen denn anders als das kommende Geschlecht haben wir geblutet? Es muß wieder Sünde werden, Kinder aus Bequemlichkeit abzulehnen oder Kinder zu errechnen. Errechnete Kinder sind verrechnete Kinder. Durch das Tor des Lebens müssen Kinder wieder kraft des Kinderrechtes strömen. Der neue Geist verbietet es, des Staates Urzelle, die Familie, anders als auf der redlichen Liebe zweier Menschen aufzubauen. Kindergewimmel soll wieder das deutsche Haus erfüllen, nicht infolge Polizeiverordnung, sondern weil es die Eltern so beglückt.“

„Kinder aus Wirtschaftsgründen zu verneinen, ist der Anfang vom Ende. Was da heute Not ist, wäre morgen Selbstsucht. Es gibt in diesen Dingen keine Grenzen. Unser Volk befindet sich auf einer großen Reise nach einem größeren Ziel. Über unseren Köpfen ist die Notbremse. Hoch den Arm, ein Ruck nur, und der Zug wird stehen. Aber wenn wir die Notbremse heute wegen eines fortgeflogenen Hutes ziehen dürfen, werden wir sie morgen wegen eines Zahnwehs oder eines Schnupfens ziehen. Laßt sie als Warnung über euren Häuptern glänzen, aber hütet euch, mit ihr zu spielen. Nur dann kommt eures Volkes großer Zug zur rechten Zeit ans größere Ziel!“

Hier hielt ich inne und sah am Rande eine gewellte Bleistiftlinie und daneben „Recht so!“ angemerkt.

„Ich erlaubte mir, in Ihrem Buch zu lesen“, sagte ich, „es ist ein gutes Buch.“ Der Angeredete kämpfte. Ärger, Verlegenheit, Offenheit stritten sich auf seinem Gesicht. Eben war der Lockenkopf mit dem Studium der Notbremsenverordnung fertig geworden.

„Du, Onkel“, wendete er sich vertrauensvoll an den Eingetretenen, „was is das eigentlich, eine Not—br—br—bremse?“

„Etwas gegen die Gefahr“, dann ein Blick auf mich und eine Verbesserung, „nein, etwas Gefährliches, mein Sohn“, sagte der Befragte und nahm den kleinen Alois wie selbstverständlich auf das Knie.

Der Soldat und das Fräulein hatten einen guten Blick gefaßt, erst mit der Mutter, dann miteinander. Wie eine stille Königin saß die Mutter inmitten ihrer Kleinen da.

Draußen vor dem dahinfliegenden Abteil zog eine gewellte Ackerfurche vorbei. Ein Säer dahinter warf Saatkorn aus. Er machte eine Armbewegung, als schriebe er was Unsichtbares. Einen Augenblick lang war das sichtbar: „Recht so!“



Abb. 1. Der Februar.
Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts.

Monatsbilder vom 9. bis 16. Jahrhundert

aus Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek.

Ein Beitrag zur Entwicklung der Landschaftsmalerei

von Dr. Hermann Gerstner.

Mit fünf Bildern aus der „Kunststrundschau“. Dorn-Verlag, Berlin.

Wer heute die großen Gemäldesammlungen des Staates und die Kunstausstellungen unserer Tage durchwandert, wird erkennen, daß in der neueren Zeit die Landschaftsmalerei einen breiten Raum einnimmt. Es scheint uns selbstverständlich, daß der Künstler die farbigen Stimmungen von Aekern und Wäldern, Tälern und Bergen, Meeren und Wolken auf seine Leinwand zaubert, ja solche Werke haben für unser Gefühl und Urteil keinen geringeren Rang als die Schöpfungen der Bildnis- und Figurenmalerei. Deshalb wird auch heute die Frage nach der Berechtigung der Landschaftsmalerei nicht mehr ernsthaft erhoben, im Gegenteil, wir freuen uns, wenn einem Gestalter die Gnade verliehen ist, seiner Heimat ein bleibendes Denkmal der Farbe zu setzen und seiner seelischen Verbundenheit mit Boden und Scholle Ausdruck zu verleihen.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß diese neuzeitliche Einstellung zur künstlerischen Wiedergabe der Landschaft dem Mittelalter keineswegs geläufig war. Damals herrschten im Bildnis religiöse Motive vor. Den Beginn der Landschaftsmalerei pflegt man in das 15. Jahrhundert zu verlegen, in dem zuerst die Brüder van Eyck in Flandern ihre biblischen Bilder in eine naturnahen Umgebung versetzten. Sie hatten in der rheinischen und oberdeutschen Schule Nachfolger, auch in Italien fand man an solchen neuartigen Hintergründen Gefallen, Tizian etwa betrachtete

bereits die Natur als wichtig und wesentlich für viele seiner Schöpfungen. So bildeten schon im 16. Jahrhundert deutsche, italienische, französische und niederländische Künstler vollkommene Darstellungen aus der Landschaft.

Eine so rasche Entwicklung ist freilich nur dann zu begreifen, wenn man weiß, daß auch die Brüder van Eyck im 15. Jahrhundert nicht jäh mit etwas völlig Neuartigen ihre Zeitgenossen überraschten. Vielmehr ging diesem Beginn eine jahrhundertelange Vorbereitung voraus, die in vielen Versuchen, Schritten und Stufen das Bildnis oder die Figurengruppe von dem goldenen oder einfarbigen Hintergrund befreite und in eine naturgegebene Umwelt fügte. Zwar fand das Mittelalter noch nicht das landschaftliche Thema als Selbstzweck, aber es hat doch auf einem weiten und langsamen Weg vom hoheitsvollen Weisheitsbild zum lebensnahen Menschenantlitz die Natur als überaus schmuckvollen Rahmen und Hintergrund entdeckt, so daß in der Neuzeit verhältnismäßig schnell die Landschaft sich ihre selbständige Stellung in der Malerei erobern konnte.

Es ist von großem Reiz, diesem Weg des Mittelalters nachzuspüren. Wir können ihn besonders gut in den Miniaturen der Handschriften erkennen, die sowohl Proben frühmittelalterlicher Malerei wie auch vollendete Leistungen aus dem 16. Jahrhundert aufweisen. Namentlich der weltberühmte, überaus reichhaltige Hand-



Abb. 2. Die zwölf Monate.
Aus einer Handschrift des 9. Jahrhunderts.

ders gut in den Miniaturen der Handschriften erkennen, die sowohl Proben frühmittelalterlicher Malerei wie auch vollendete Leistungen aus dem 16. Jahrhundert aufweisen. Namentlich der weltberühmte, überaus reichhaltige Hand-



Abb. 3. Der Juli.

Aus einer Handschrift des 13. Jahrhunderts.

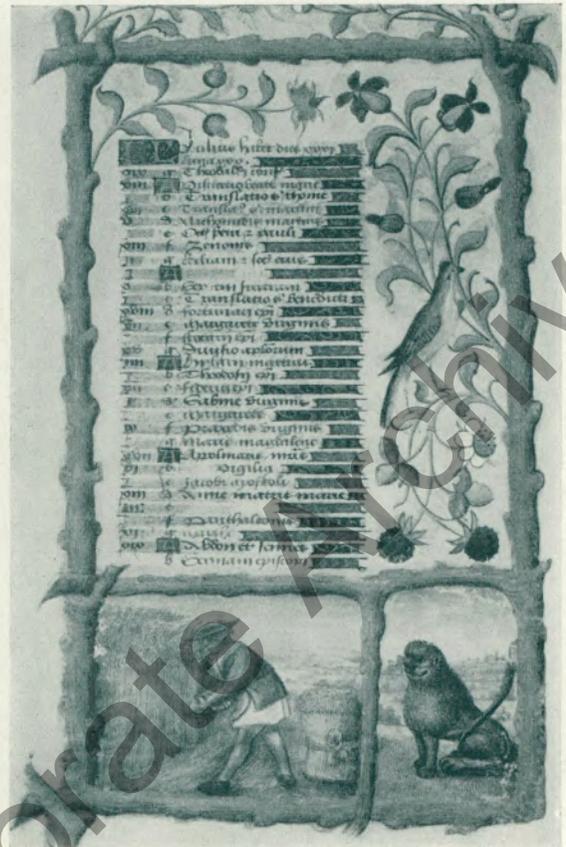


Abb. 4. Der Juli.

Aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts.

schriftenbestand der Bayerischen Staatsbibliothek in München, dem die beigegefügte Abbildungen entnommen sind, gibt vorzügliche Vergleichsmöglichkeiten.

Wir wollen uns, um tiefer schürfen zu können, auf ein Motiv beschränken und aus seiner Durchgestaltung in den verschiedenen Jahrhunderten die Schlüsse für das Vordringen der Landschaftsmalerei ziehen. Kaum ein anderes Thema erscheint dafür so geeignet wie eine Betrachtung von Monatsbildern, die ihrem Wesen nach zu einer Einbeziehung der Natur drängen. Sie stellen hauptsächlich die Tätigkeiten der Bauern in den wechselnden Jahreszeiten dar, deuten dabei auch den Schauplatz dieser ländlichen Arbeiten an und erweitern ihn allmählich bei fortschreitender Durchformung der Motive. Besonders die Zeiten des Frühlings, des Sommers und des Herbstes, die den Landmann auf dem Felde sehen, geben dafür mannigfaltige Anregungen.

Ich kann bereits aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts eine Darstellung zeigen, die zwölf Monatsbilder vereinigt und einer Pergamenthandschrift der Salzburger Schreibschule mit astronomisch-chronologischem Inhalt entnommen ist (Abb. 2). Dieser wertvolle Kodex aus der Karolingerzeit ist im Jahr 818 entstanden. Die Seite mit den Kalenderbildern ist in vier Streifen untergeteilt, von denen jeder drei Monatsdarstellungen umfaßt. Im Januar wärmt ein sitzender Mann seine Hände über einem Feuer, die Gestalt des Februars hält einen Vogel in der Rechten und zwei kleinere Vögel unter dem linken Arm und läßt so eine Szene des Vogelfanges erkennen, die Figur des März hält in der Rechten einen Vogel, in der Linken eine Schlange und bietet mit diesen Symbolen ein ganz vereinzeltes Motiv. Sehr klar ist dagegen wieder das Aprilbild, das einen Mann mit einem Grasbüschel und neusprießenden Baumästen vorführt. Auch der Blumenzweig, den der Mai hochhält, bezeichnet unverkennbar das Grünen und

Blühen der Natur, während die Bewegung der linken Hand wohl als Samenstreuen zu erklären ist. Im Juni wird ein Pflug von zwei Ochsen gezogen, im Juli begibt sich ein Bauer mit Sense zur Heuernte, und im August schneidet eine Sichel einen Getreidebüschel. Der September erlebt die Neusaat, der Oktober stellt uns einen Winger vor, der mit der Linken einen Weinstock umfaßt, während seine Rechte den Traubensaft in ein Faß füllt. Die Darstellungen des November und Dezember sind miteinander verbunden, der eine Mann zieht ein Schwein an einem Strick, der andere hebt schon sein Schlachtmesser, um die Vorratskammer für den Winter zu versorgen.

Wenn auch in dieser Frühzeit das Landschaftliche nur in fargen Umrissen andeutungsweise vorhanden ist, so können wir doch schon entwicklungsfähige Anfänge erkennen: der Maler versucht bereits die Wiedergabe eines Baumes, eines Blumenzweiges, eines Grasflecks, eines Getreideackers, eines gefurchten Feldes und eines Rebstockes, er erprobt sein Können auch an einer Reihe von Tierbildern. Er entwirft noch nicht einen Ausblick in eine Landschaft, nein, er begnügt sich mit den jeweiligen Symbolen des monatlichen Naturbildes, setzt etwa zwei Ähren für ein Getreidefeld und überläßt das Weitere der Phantasie des Beschauers.

Erstaunlich ist es, daß schon dieses Bild aus dem frühen 9. Jahrhundert einen großen Teil der Motive vereinigt, die auch auf vielen späteren Kalenderbildern wieder vorkommen, wenn auch im Lauf der Zeit je nach verändertem Klima, Bodenverhältnissen, Umwelt und Beschäftigungsart die Szenen erweitert, ergänzt, verändert oder auf andere Monate verschoben werden.

Die Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek geben für die folgenden Jahrhunderte weitere Beispiele von jahreszeitlichen Darstellungen. Unser Beispiel für das 13. Jahrhundert entstammt einem Kalendarium, das einem Psalterium der

thüringisch-sächsischen Malschule vorausgeht (Abb. 3). Wir sehen in den beiden oberen Bögen des Julibildes das Sternzeichen des Löwen und daneben einen Mann, der mit der Sense sich zur Heumahd begibt. Die Wiese ist durch senkrechte farbige Striche noch recht stilisiert behandelt, von einer genaueren Naturbeobachtung kann nicht die Rede sein. Aber unsere Abbildung zeigt doch, daß man bei dem Versuch, die Landschaft in die Monatsbilder einzubeziehen, einen kleinen Schritt weitergegangen ist. Die freie Natur erscheint noch starr und kaum aufgelockert, der Himmel und der perspektivische Raum unter den Horizonten ist noch nicht entdeckt, aber vor dem goldenen oder einfarbigen Hintergrund versucht man doch schon, besonders in den Sommermonaten, den Schauplatz für die bäuerlichen Arbeiten eindringlicher zu kennzeichnen.

Nach diesen Bemühungen des 13. Jahrhunderts bringt das 14. Jahrhundert eine größere Selbstständigkeit in der Naturbeobachtung; das überlieferte Schema lockert sich auf, man gewinnt ein schärferes Auge für die Umwelt, beobachtet genauer, läßt seine Phantasie freier walten und erstrebt lebensvollere Haltung, die nicht mehr vom rein Ornamentalen bestimmt ist. Zwar haben wir auch jetzt noch in Kreisen eingeschlossene Kalenderbilder, die ziemlich primitiv das Landschaftliche mit einigen Strichen und Farbtönen andeuten. Aber es finden sich auch vollstündlich ansprechende Szenen eines pflügenden Bauern, eines Mähers und Dreschers, eines Sämannes, Winzers und Schweinehirten, die dem Ackerland, den Bäumen, Rebstöcken, Wiesen und Getreidefeldern große Aufmerksamkeit widmen, wenn auch der Maler die Perspektive noch kaum kennt und daher die Möglichkeiten eines zur Ferne wachsenden Raumes nicht berücksichtigen kann. Ein italienisches Mosaik aus dem Jahre 1374, das in Bologna von Nikolaus de Bononia gemalt worden ist, enthält Kalenderbilder, die zwar noch einen einfarbigen tiefblauen Hintergrund aufweisen, aber in der landschaftlichen Behandlung des Vordergrundes doch schon eine gewisse Tiefenwirkung erzielen. Man mag aus dem Beispiel des Februarbildes (Abb. 1), das einen Angler auf einem Hügel zeigt, erkennen, daß sowohl der stufenförmig angelegte Anstieg des Festlandes aus dem Wasser wie auch die Figur selbst ein Streben nach größerer Naturnähe verraten.

Noch stärker und entscheidender macht sich im 15. Jahrhundert die landschaftliche Durchformung bemerkbar. Die Miniaturen wollen wahr wirken, sie streben daher ein realistischeres Bild an. Das Zeitalter der symbolischen Andeutungen ist vorbei, man geht über das unbedingt Notwendige hinaus und gliedert nun Wälder und Wiesen, Hügel und Dörfer in die Szenen ein. Man baut seine Landschaft nach perspektivischen Maßstäben, erreicht somit eine Tiefenwirkung und gibt auch mit den abgetönten Farben ein gestreueres Naturbild. Wohl gibt es in diesem Jahrhundert noch Kalenderbilder, die stark im früheren Stil befangen und ohne landschaftliche Ausblicke gefertigt sind. Aber die volks-

tümlich schlichten Miniaturen in anderen deutschen Handschriften malen den Himmel und füllen die Gegend bis zum Horizont mit Wiesen und Aekern, Tälern und Hügeln. Als Beispiel sei eine Seite gezeigt, die dem Kalendarium eines berühmten Gebetbuches entnommen ist. Dieses Prunkstück ist für Jacques Coeur, den Finanzminister des französischen Königs Karl VII., geschrieben. Unser Julibild (Abb. 4), das von einem schmuckreichen Rahmen mit Blumenranken und zart gemaltem Vogel eingeschlossen ist, enthält im oberen Teil die Kalenderzeilen, während im unteren Teil auf der jahreszeitlichen Darstellung ein Mäher zu sehen ist. Daneben ein Löwe als Symbol des Tierkreises! Fein und zierlich sind die einzelnen Ähren des Getreidefeldes ausgeführt, das gegen den Hintergrund von einem grünen, gelben und dann im Blauen verschwindenden Landstrich abgelöst wird. Darüber wölbt sich der aufgelichtete Himmel.

Diese Lebensnähe wird im 16. Jahrhundert noch ausgeprägter. Jetzt ist die Landschaft vollkommen entwickelt, sie bezieht wohl noch Motive aus dem Volksleben ein, aber sie gruppiert darum ein vollständiges Naturbild, der Schauplatz ist mit seinen farbigen Abstufungen, mit seinen Licht- und Schattenwirkungen restlos durchgeformt. In der Bayerischen Staatsbibliothek finden sich aus dieser Zeit als besondere Kostbarkeiten eine Reihe von niederländischen Werken mit Kalendarien, deren Bilder zu den schönsten Erzeugnissen der Buchmalerei zu rechnen sind. Es ist überaus reizvoll, die zahlreichen Monatsmotive dieses Jahrhunderts und ihre vollkommene Reife zu betrachten. Nicht nur volkshundlich und kulturhistorisch geben sie die schönsten Einblicke, auch rein künstlerisch bieten sie vollendete Schöpfungen der Buchmalerei. Sehen wir uns einmal als Beispiel eine Pergament-

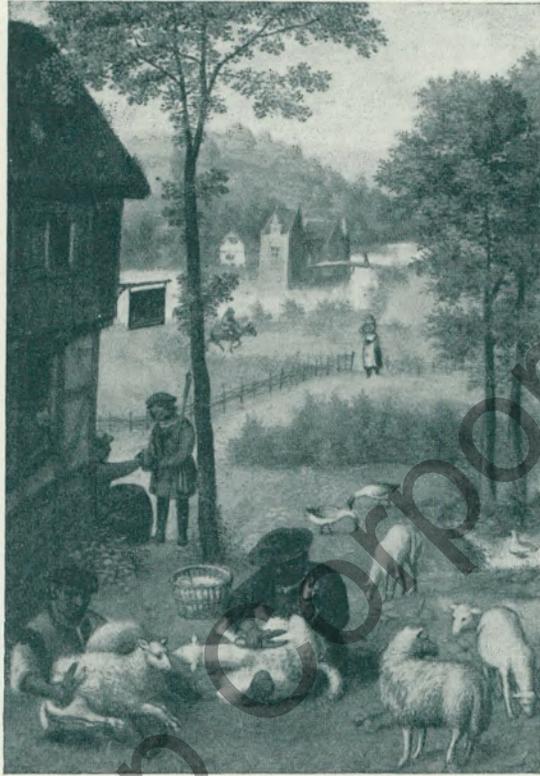


Abb. 5. Der Juni.
Aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts.

Bening gemalten flämischen Kalender an! (Abb. 5.) Das Bild gehört zum Juni-Kalenderblatt und führt uns eine Schafschur vor. Was ist alles in diesen ländlichen Vorgang eingebaut! Schafe weiden auf grünen Wiesen, Gänse suchen ihr Futter, Bäume ragen neben dem bäuerlichen Haus empor, Büsche wuchern zum Fluß hin, dort wölbt sich eine Brücke einer Siedlung entgegen, dahinter wachsen farbig die Hügel auf, und zartblau steigt der Himmel zur Höhe. Ein solches Bild, das mit großer Liebe den Schönheiten der Landschaft nachgeht und sie mit innerlicher Freude am Idyll gestaltet, ist wahrlich kein Gefellenstück mehr.

Mit dem 16. Jahrhundert ist die Blütezeit der Miniaturen zu Ende. Das gedruckte Buch verdrängt den handschriftlichen Kodex. Aber die Landschaft wird in der Tafelmalerei fortgebildet, sie erringt sich ihren eigenen und selbständigen Rang in der Kunst. Es war ein langer und beschwerlicher Weg, bis der Maler die Raumwelt beherrschen lernte. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, aber endlich waren doch die Stilmittel errungen, mit denen man Werke innerer Schönheit und Größe als treue Spiegel der Seelenlandschaft bilden konnte.

Unbekanntes Oberschwaben.

Von Wilhelm Stadt.

Mit vier Aufnahmen von Hans Keglaff.

Bei Biberach kamen wir über die Höhe der Heinrichsburg. Vor uns lag in Licht und Sonne die weite, blühende oberschwäbische Landschaft. Drüber in strahlender Helle der Frühlingshimmel, als ob das Ganze in eine große, leuchtende Kristallkugel eingeschlossen wäre. Sorgsam, wie ein vornehmes Spielzeug, das Dörflein Eberhardzell in die smaragdne Bachflur gesetzt. Rigenweiler lustig zwischen die Hügelwälder getupft. Und weit hinten in träumender Stille der Siggenhof Unterhornstolz, einer der größten oberschwäbischen Einödhöfe, die der Gegend ihr eigenartiges Gepräge geben.

Schon seit Jahrhunderten sitzt das Geschlecht der Sigg auf dem Einödhof Unterhornstolz. Stuben und Ställe stehen in Sauberkeit. Sogar der „Schopf“ ist ein vornehmer Herrenbau, der mit seinem reichen Fachwerk eine Sonderzier der ganzen Hofanlage ist. Es scheint fast, als ob einmal ein alter Unterhornstolzer sich diesen Schopf als Leibgedingshaus



Kirche

von Stenzhausen.

Ein Kleinod oberschwäbischen Barocks.



Der mittelalterliche Marktplatz von Biberach,
der Hauptstadt Oberschwabens.

erbaut hätte, damit er wenigstens noch im Altern seiner letzten Tage seine Jungsippe könne hantieren sehen; denn letzten Endes beginnt und schließt der Kreis all der Bauernarbeit im geräumigen Gebiet der hufeisenförmig angeordneten Hofbauten. Da steht man als Städter nicht nur staunend vor den wohlbeschiedenen Futter- und Geräteschuppen, sondern auch vor der peinlichen Sauberkeit der neuzeitlich lustigen Reihenhäuser. Da paradiert gleich alles in Duzendkolonnen: Kälber, Rinder und Kühe, schwere Gespannochsen, wohlgepflegte Pferdewütten mit lustigen Füllen, sechszentnerige Mastschweine und ganze Behege voll rosener Ferkelchen. Im Graspark spazieren Hähnen und Hennen, und im Hofe fliegen die weißen und die stahlblauen Taubenvölker.

Auf einem andern Einödhof, dem Dettentriederhof bei Gutenzell, der wieder wie ein vornehmes Herrngut zwischen



Das Klosterportal von Schussenried.

feinen weitgedehnten Feldern liegt, sind wir gerade mitten ins Frühstück gekommen. In der geräumigen Bauernküche rührte die Bäuerin in der großen Muspfanne, und die rotbackige Fränzlein sumunte dazu nebensdrau das neckische Bauernliedlein:

Mei Muatter ischt d' Bäuri
und Kocht e guats Muas.
Sie ischt uf em Pfanneschial
und rührt's mit em Suas.

Dieser Pfannenschial ist denn auch wirklich ein Schmiedeisensstück, auf dem man beinahe eine Schautelpartie machen könnte; und wenn die Bäuerin das kupferne Pfannengerät daran aus dem Feuer hebt, dann muß sie schon tüchtig mit zwei kräftigen Händen anfass'n. Sie hat das zwar im Griff, und wenn sie die dampfende Muspfanne im Herrgottswinkel der großen Stube auf das eichene Pfannenholz niedersetzt, dann geschieht das mindestens ebenso elegant, wie wenn ein schwarzfrackiger Oberkellner dem Herrn Geheimrat das opulente Gabelfrühstück serviert. Die Etikette des Frühmahls aus der Muspfanne ist allerdings wesentlich vereinfacht,

denn da gibt es keine doppelt gewechselten Teller und dreifach gezickelten Bestecke, sondern die ganze hungrige Hofstippe sitzt um die blankgeschuerte Tischplatte herum und, patriarchalisch reihum, löffeln sie aus der blinkenden Muspfanne heraus, bis auch das letzte Krümelchen verschwunden ist. Den Löffel abgeleckt, in die große Schublade geschoben, und dann geht es, rundherum satt, an die Arbeit in Hof und Feld.

Drunten beim Dorfschmied in Gutenzell mußte der schwere Zugochse frisch beschlagen werden. Die Schmiede selbst ist ein Stück Mittelalter, so daß man jeden Augenblick meint, es müßte irgendwo ein geharnischter Rittersmann auftauchen, um seinem Köhlein ein neues Hufeisen auflegen zu lassen. So eine märchenhaft schöne Bauernschmiede kann man auch nur in einem versteckten oberschwäbischen Dorfwinkel treffen.

Die Bauern hierzulande sind Typen für sich, stolz und selbstbewußt und doch wieder genügsam und lebensbescheiden, arbeitsam von früh bis spät und — dickköpfig wie sonst selten. Es gibt deshalb auch einen Schwabenvers:

Gschaffig und gradraus,
eigesinnig bis dortnaus,
dickköpfig und grob —
des ischt dr Schwob.

Geht man dem oberschwäbischen Bauerntum nach, dann begegnet man natürlich auch der oft seltsam versteckten Edelkultur der oberschwäbischen Kunst. Die trifft man nun nicht nur in den überraschend gut erhaltenen alten Stadtanlagen — Biberach, Ravensburg, Jem, Kempten usw. sind da entzückende Beispiele —, sondern auch in den wegabseits gelegenen Dorfkirchen und in den unbekanntem Dorfwinkeln. Das oberschwäbische Barock äugt da und dort aus allen Ecken und Enden. Namen — wie Weingarten, Schussenried, Steinhausen, Bellamont und andere — verknüpfen sich mit dem Edelsten, was barocker Kirchenbau und Profankunst zu bieten haben. Wenn einmal die große Geschichte des deutschen Barock geschrieben werden wird, dann wird darin Oberschwaben den obersten Platz einnehmen.



Oberschwäbische Bauernfamilie beim Frühstück aus der Muspfanne.

Ein messingner Handleuchter.

Von Kurt Hoffmann.

Unlängst fiel mir ein, das Abendlied von Matthias Claudius auswendig zu lernen, um es immer bei mir zu haben. Dabei tat sich die besondere Schönheit der dritten Strophe auf:

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Ich gedachte eines Erlebnisses, das man wohl mit dem schönen Sinn dieser Verse verbinden möchte.

Es gibt in unserer Stadt einen „Alten Markt“, und man kann dort an jedem Samstag in den Vormittagsstunden mit ziemlich gewissem Erfolg nach einzelnen Möbeln, Tischen, Polsterstühlen und Plüschsofas, aber auch nach Hemden, Vasen, Büchern, Schuhen und bronzierten Gipsfiguren suchen, wenn anders man nicht auf eine besondere Sache aus ist, die nur zufällig und in langen Zwischenräumen wieder einmal angeboten wird, einen Ulmer Pfeifenkopf etwa, einen hölzernen Tabakbehälter oder überhaupt einen gut geformten alten Gegenstand, den man nicht unbedingt benutzen, sondern nur eben besitzen will, weil man ihm ansieht, daß er aus einer sorgsam schaffenden Hand kommt. Freilich ist es verwegend, zu denken, man könne mit viel Fleiß und Glück auf solche Weise mit der Zeit seinen ganzen Hausrat veralten, denn es wird fast immer nur eine Tasse, ein Zinnteller, ein Weinglas sein, die man erstehen kann, und vielleicht fügen sie sich dann zu Hause ebensowenig in den Zusammenhang der Dinge wie hier auf dem Holztisch, wo sie abgetrenntes und einseitweiliges Dasein führen und sich bemühen, aufzufallen, um nur einmal wegzukommen.

Auf diesem sonderlichen Markte, der viele Liebe und Ausdauer verlangt, wenn man überhaupt etwas finden will, sah meine Begleiterin an einem Stand, den ich bisher wenig beachtet hatte, einen Leuchter stehen, der ihr durch seine handsame und einleuchtende Form gefiel und den sie mir deshalb zeigte. Ich konnte nichts an dem trübgelben Ding finden, das mir dazu noch stumpf und verbogen erschien. Wir gingen weiter, und ich dachte nicht mehr daran.

Und dann, mitten in der Woche, fiel mich mit einem der Wunsch an, ihn zu haben. Man weiß, daß solche Erkenntnis wie ein Blitzschlag trifft: er muß her! Das setzt sich mit unerbittlicher und quälender Ausschließlichkeit fest und ist während der unvermeidlichen Wartezeit durch keine anderen Gewährungen, die man sich macht, abzulenken. Dabei ist der wirkliche Wert des Gewünschten völlig einerlei. Goethes Werke in der Cottaschen Ausgabe letzter Hand unterscheiden sich darin in nichts von einem lächerlichen perlmutternen Hemdenknopf. Seltsam anzuschauen, wie die Rangordnung der Werte, die so festgefügt schien, wankt und der trübgelbe Leuchter aus unbestimmtem Metall nun unbedingt an die erste Stelle tritt, vor alles, was bis dahin wert und würdig war, selbst, wenn es denn sein muß, vor die moralischen Kategorien. Gehört es doch auch im Negativen mit den „Blitzen“ so. In der Tafel, der Freund, der einmal behauptete, auch die ungelesenen Bücher, die man besitze, schlürfe man sozusagen allmählich in sich ein, hatte recht, denn so ein Buch ist wie eine Sonne, welche die kleineren Sterne anzieht. Man kaufte es nichtsahnend, und nun fällt einem plötzlich jeder Aufsatz, jede Notiz

oder Bemerkung darüber auf, die vorher gleichgültig geblieben war, und so pirscht man sich an seinen Gehalt heran, bis es dann eines Tages, auch wieder durch eine Art kleiner elektrischer Entladung, sturmreif wurde zum Lesen.

Am Samstag fand ich mich zu ungewöhnlich früher Stunde auf dem Plage ein, der den Markt beherbergt, damit mir nur ja kein ahnungsloser Frevler den Leuchter wegschnappe. Welche Wonne — eben wurde er aufgestellt und glänzte nun matt, fast wie verschlafen, aber doch freundlich mir entgegen. Allerdings, so schön, wie er in meinen Träumen geworden war, fand ich ihn nicht. Er wollte mir viel kleiner und unansehnlicher vorkommen, und dann hatte er auch einige Beulen und war schon gestickt. Als ich ihn anhub, lag er leicht und willig in meiner Hand, während Messing doch viel schwerer sein mußte. Gleichviel, ich kaufte ihn, legte, ohne zu handeln, die geforderten achtzig Pfennig auf das Zahlbrett und ließ ihn in Zeitungspapier einschlagen. Dann trug ich ihn nach Hause und hatte eigentlich keine freundlichen Empfindungen dabei. Im Grunde war es doch hinausgerufenes Geld. Wo sollte man das Ding überhaupt hinstellen? Ein richtiger Kruscht war das, wie man bei uns sagt, wenn man etwas ganz und gar Unmüßiges bezeichnen will. So ist das mit den blizhaft auftauchenden Sehnsüchten: kaum sind sie erfüllt, so bekommen sie ein anderes Gesicht und stehen in ihrer nackten Beringsfügigkeit da. Alles, was es über die legitime Liebe im Vergleich zur ersten, womöglich fast aussichtslosen Neigung zu sagen gibt, kann man hier anfügen. Nur daß ich diesen vertrackten Leuchter nicht unbedingt mein Leben lang haben mußte, sondern ihn bei nächster guter Gelegenheit dem schenken konnte, der ihn als erster schön fände. Und was finden Freunde, die man zu einer Flasche Wein eingeladen hat, nicht alles schön! Aber ich weiß schon: kaum ist er aus dem Hause, da will ich ihn wiederhaben und hole ihn zurück.

Nun stand er also in meinem Zimmer auf dem Tisch und langweilte sich und mich. Ein Zinnteller war neben ihm aufgebaut, ein grauer Krug mit blauen Ornamenten und eine bemalte Tonschale, seine Vorgänger, nur daß sie jetzt alle viel zugehöriger aussahen als er. Eines Tages kam eine junge Frau in das Zimmer. „Welch schöner alter Handleuchter!“ sagte sie, „wo haben Sie denn den her, man sollte ihn pufen.“ Darauf war ich allerdings noch nicht verfallen. Sie aber tat es, umständlich und gründlich. Frisch gefummelt, strahlte das häßliche junge Entlein jetzt wie ein lichter Schwan. Eine hohe weiße Kerze wurde hineingesteckt und das Ganze in Kopfhöhe auf einen Bücherschrank gestellt, von wo es dankbar herunterblinkte, jedermann in die Augen fiel und viel Neid erregte. Jetzt, wo das keine Kunst mehr war, sah ich seine Schönheit auch. Der fest aufgesetzte runde Fuß verjüngte sich bis zu dem blütenhaften Ansatz eines Kelches, der zum Auffangen des abtropfenden Waxes diente. Durch einen Wulst zierlich unterbrochen, ragte der eigentliche Kerzenhalter daraus hervor, der noch einmal in einen breiten, schön geschwungenen Rand auslief. Ein wirklich edles Stück. Formschön und gediegen, wie echte alte Dinge es nur sein können, dazu sehr geschickt im Gebrauch, wie ich bald merken konnte, wenn ich ihn zu abendlichen Vorlesungen heranholte. Es ging mir wahrhaft ein Licht auf aus ihm, ganz wie es Claudius sagt, zu dessen Versen er seinen warmen Schimmer warf:

So sind gar manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Blick
über den Mühlenteich
auf
das Besitztum
Friedrich Grieses.

Lichtbild:
Karl Eschenburg.



Wo deutsche Dichter wohnen.

Von Hanns Arns.

Der deutsche Leser und Bücherfreund verehrt die Dichter seiner Wahl mit besonderer Liebe. Wer Gelegenheit hat, passionierte Freunde der Dichtung aus der Nähe zu beobachten, der wird immer wieder ein ungewöhnliches Maß an Interesse bei ihnen für Leben und Werk der Dichter feststellen können. Daß dieses Interesse nicht aus Neugierde erwächst, versteht sich von selbst. Die Schnüffler, die das interne und private Leben eines Dichters innerhalb seiner vier Wände aus durchsichtigen Gründen etwa interessiert, sind hier nicht gemeint. Aber jene, die aus einem Gefühl innerer Verbundenheit, einer schweigenden, lautlosen und anonymen Freundschaft zum Dichter stehen, sind gemeint, weil sie durch des Dichters Werk tief und nachhaltig angerührt wurden. — Diesen Lesern und Bücherfreunden wollen wir durch unseren Beitrag einen Einblick in Leben und Schaffen einiger Dichter geben.

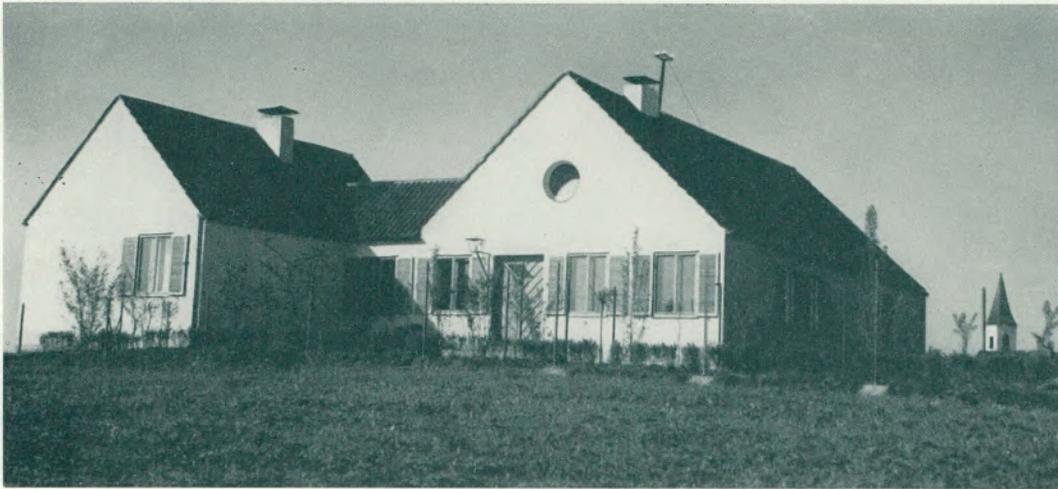
Hans Friedrich Blunck,
Dithmarscher von Geburt,



Hans Friedrich Blunck
vor seinem Mühlenhof in Holstein.

Lichtbild: Reinte.

hat immer neben seiner Stadt- wohnung für den Sommer in seiner Heimat unter Bauern gewohnt und mit ihnen gelebt. Selbst Bauernsohn, wollte und mußte er früher oder später wieder ganz unter ihnen sein. Diesen Plan hat er vor ein paar Jahren verwirklicht. Er lebt auf seinem Erbhof „Mühlenhof“, unweit von Plön in Holstein. „Meine Voreltern“, schreibt der Dichter über sich, „sind Dithmarscher, mehr Bauern als Seefahrer. Die Dithmarscher sind in der Geschichte, gleich den Schweizern, auch als freiheits- durstige Kämpfer bekannt, die mit Fürsten und Herren arg umsprangen — man sollte sich aber auch einmal mit der Geschichte der Kunst, zumal ihres prachtvollen Kunstgewerbes, und mehr als bisher mit ihrer Volksüberlieferung beschäftigen. Ich bin 1888 in Altona geboren, verbrachte die Kindheit zwischen Wasser und Höfen und suchte die tausend Geschichten meiner Landschaft. Dann wanderte ich, ein Erbteil meiner Eltern, schon früh durch die Welt, schlug



Das Heim Josef Martin Bauers in Dorfen.

Lichtbild: Reinte.

mich als Schüler durch Deutschland, dann als Student durch Europa und bereifte in mehreren Fahrten Mittel- und Südamerika."

Die wesentlichsten Bücher Bluncks sind die Märchen (in drei Bänden gesammelt), seine vorgegeschichtlichen Romane (erschiene unter dem Titel „Urväterjaga“), seine Trilogie aus der niederdeutschen Geschichte („Werdendes Volk“) und seine beiden Romane „Die große Fahrt“ und „König Geiserich“. Neu erschienen seine „Gedichte und Balladen“.

Friedrich Griefse ist wohl einer unserer wichtigsten Erzähler der Zwischengeneration, viel bewundert in seinen Hauptwerken „Winter“, „Das letzte Gesicht“ und „Die Wagenburg“. Er ist ein gebürtiger Mecklenburger, war lange Jahre in seiner Heimat und später in Kiel Lehrer, bis er jetzt wieder für immer auf eigenem Grund und Boden in seiner Heimat wohnt. „Hier wird er“, schreibt Griefse in seiner Selbstdarstellung „Mein Leben“, „neben seiner eigentlichen Verrichtung auch wieder körperliche Arbeit an der eigenen Erde finden, so daß sein Leben in dieser Weise wohl einmal so endigen wird, wie es anfing.“ Wer Griefse kennt, weiß, daß er nur hier leben und arbeiten kann, wie es seine Natur und Herkunft verlangen. Er bekennt oft, daß er sich in der Stadt nie wohl gefühlt hat. Er, der das Leben der Bauern so meisterlich gestaltet, der mit Ahnen und Enteln, mit Urgrund, Herkunft und Entwicklung und Wandlung alten Bauerngeschlechtes schicksalhaft verbunden ist, muß, einem inneren Gesetz folgend, auf dem Boden der Heimat stehen. Wer ihn in seinem schönen Bauernhaus „Rehus“ unweit von Parchim besucht hat, fühlt sofort im Wesen dieses Menschen und Dichters die unbedingte Zugehörigkeit zu seiner Landschaft. In seinem Lebensaufriß sagt er die für ihn bezeichnenden Sätze: „So bin ich in fast allen meinen Büchern aus Erfahrung und Überlieferung zwangsläufig zum Kündler lebendigen deutschen bäurischen Lebens geworden. Und weil ich das Wesen dieses Bauerntums zu kennen glaube, deshalb ist sein Vertreter mir stets auch zugleich Siedler gewesen, das heißt: der Mann, der, immer wieder von vorn beginnend, immer wieder den neuen Anfang suchend, die Einheit zwischen dem Blut und dem Boden für sich herstellen muß.“

Josef Martin Bauer. Eine Stunde von München entfernt liegt der Markt Dorfen. Es ist ein kleines Dorf mit rund zweitausend Einwohnern. Hier wohnt Josef Martin Bauer. Er wurde am 11. März 1904 in Lauffkirchen an der Bils (Alt-Bayern) geboren. Der Vater, der Bäcker war, stammte aus einer alten Bauernfamilie im Alt-Bayrischen. Die Umstände seiner Geburt waren jene, die im Anfang des Buches „Simon und die Pferde“ dargestellt sind. So blieb der Vater bewußt bäuerlich auch in seinem anderen Beruf, und er hatte eine

wunderbare Gabe des Erzählens, die vor den Kindern von alten Bauernschicksalen und Bauernnöten eindringlich zu berichten wußte. Aus diesem Lebensbereich und dieser bäuerlichen Welt kommt Josef Martin Bauer, der nach den Jahren des Gymnasiums, nach rauhen Jahren des Beginns und der Nöte im Jahre 1927 wieder zurückkam in die Nähe seiner Heimat: Er arbeitet in Dorfen als Schriftleiter einer kleinen Zeitung. Die Anfänge der schriftstellerischen Tätigkeit gehen zurück bis etwa 1925. Im

Jahre 1930 fand der Roman „Die Nothafften“ einen Verlag, kurz darauf erhielt der Roman „Achtsiedel“ den Jugendpreis Deutscher Erzähler; es erschienen 1932 „Die Salzstraße“, 1933 „Bäuerliche Anabasis“, 1934 „Simon und die Pferde“.

Waren alle bisherigen Bücher geschrieben aus dem bäuerlichen Lebensbereich heraus, so wählt der neue Roman die Umwelt der kleinen Stadt, die der Verfasser aus eigenem Erleben guttiefst kennt.

Diesen Dichter einmal zu besuchen, war schon vor vielen Jahren mein Wunsch. So wie der Dichter Bauer — genau so auch ist der Mensch. Ruhig und ein wenig versonnen; er redet wenig; wer seine Art nicht kennt, könnte schwer ein gutes Gespräch mit ihm haben. Darin gleicht er den Bauern, die möglichst wenig oder gar nicht sprechen. Und Bauer ist ein Bauer, auch wenn er seine Arbeit nicht verrichtet, sondern „nur“ ein Dichter ist. Schon rein äußerlich wird dieser Eindruck erweckt. Seine Art zu sprechen ist die des Bauern. Alles, was an den „Dichter“ erinnern könnte, sucht man vergebens. In seinem Dorf lebt er wie alle andern; die Sorgen der Dorfbewohner sind die seinen, ihre „Sensationen“ nimmt er genau so wichtig wie sie.

„Mein Vater steht ahnenlos in der Reihe der Menschen eines alten bäuerlichen Besitzes; vor ihm ist die Bauerntradition gewesen, deren Bäuerlichkeit, Besitztreue, Hartköpfigkeit und altersbewährte Art nicht bloß so zufällig mit dem Namen Bauer zusammengefallen ist, sondern mit Zug und Recht diesen Namen herauf vererbt hat. Diese Bauern waren wirklich Bauer, ihr lebensfüllendes Tun hat ihnen vor vielen hundert Jahren die Berechtigung gegeben, den Namen Bauer zu tragen.“ So sagt der Dichter einmal.

Und an anderer Stelle heißt es: „So wie der Vater das Bauerntum in sich trug, habe ich es in einen anderen Beruf hinein mitbekommen, und ich habe von Bauern und vom Bauerntum in meinen Büchern geschrieben als von etwas mir Bekanntem.“ Die bedächtige, überlegene Art des Bauern ist im Schaffen Josef Martin Bauers am Werke. Dies spüren wir besonders an seinen beiden neueren Werken „Achtsiedel“ und „Das Haus am Fohlenmarkt“, die dem Dichter einen großen Leserkreis erschlossen. Bauer ist ein Mann, dem am Beifall der Menschen nichts, aber an der eigenen stillen Leistung alles gelegen ist.

Das Leben dieses Dichters verläuft still und unliterarisch. Man wird alles, was man wissen möchte, in seinen Büchern suchen müssen, da ist es verborgen. Er weiß um die Pflicht, die ihm als Dichter auferlegt ist; er weiß um die Verpflichtung, die er um der Dichtung willen zu erfüllen hat. Jahr für Jahr wird er seine Arbeit verrichten — wie der Bauer, unter dem er das ganze Jahr lebt: Wie dieser, bestellt auch er Jahr für

Jahr sein Feld, und so, wie wir dem Bauern wünschen, daß seine harte, entsehungreiche Arbeit gesegnet sei, so wünschen wir Josef Martin Bauer, daß seine Bemühungen den Lohn erhalten möge, der ihm zugedacht ist.

Edwin Erich Dwinger ist heute einer der Bekanntesten der jungen Dichtergeneration. Seine Bücher „Die Armee hinter Stacheldraht“, „Zwischen Weiß und Rot“, „Wir rufen Deutschland“ und „Die letzten Reiter“ sind Zeugnisse einer großen deutschen Erzählerkunst. Dwinger hat sich nach dem Kriege, den er zum größten Teil in russischer Gefangenschaft verbrachte, in der Hölle der russischen Gefangenenlager, in denen in wenigen Monaten etwa fünfzehntausend Mann an Flecktyphus starben, als Bauer im Allgäu angesiedelt. Viele Jahre der inneren Sammlung und körperlichen Genesung mußte er überstehen, bis er die Kraft wiedererlangte,

schreiben zu können. Sein erstes Buch „Korsakoff“, die Geschichte eines Heimatlosen, das in manchen Teilen an Hamsum erinnerte, sicherte ihm sofort eine kleine treue Leserschaft, die sich mit seinen neueren größeren Büchern von Jahr zu Jahr so sehr vergrößerte, daß er heute zu unseren meistgelesenen Dichtern zählt. Wir wollen hier ein paar Zeilen von ihm selbst anführen, die uns eine gute Vorstellung seines jetzigen Lebens geben. „Wenn ich auch in erster Linie ein schreibender Mensch wurde, bin ich dennoch nicht mit schwächerem Herzen Bauer. Wenn ich es trotz tieferer Berechtigung bisher vermied, einen jetzt so gesuchten erdparfümierten Roman zu schreiben, geschah es darum, weil ich für die Landwirtschaft vorerst ein anderes für wichtiger halte, nämlich ein Mustergut für Viehzucht und Wiesenwirtschaft zu schaffen, das den Bauern meines Bezirkes im Kameradschaftsgeist des neuen Deutschland mit besten Beispielen vorangeht. Daß über dieser harten Arbeit des Tages auch der Dichter nicht zu kurz kommt, dafür sorgt die Zweiteilung meines Lebenskreises, der in seinem gegensätzlichen Wirken ganz den Sektoren des Umweltkreises gleicht, denn auch hier schafft die tätige Arbeit an der Erde immer wieder die Sehnsucht nach einer Arbeit dichterischer Art, werden von einem zum andern im Erdhaften die Kräfte zum Erdgelösten gesammelt, wie die Jahreszeiten im ewigen Wechsel die Kräfte sammeln zur Ernte.“

Karl Heinrich Waggenerl. Wagrain heißt ein Dorf im Osterreichischen, zwei Bahnstunden weit vom lieblichen Salzburg entfernt. Steigt man aus dem Bummelzug im Dörfchen St. Johann aus, so muß man noch eine gute halbe Stunde mit dem Anfibus fahren, der uns nach Wagrain bringt. Abgeschieden von der lauten Welt, völlig verlassen, liegt das Dorf inmitten einer bezaubernden Landschaft, von den Städten kaum betreten und gesehen; nur winters wird sie mehr und mehr den guten und vermöhnten Schiläufern aufgesucht, da das Gelände in jeder Hinsicht für den weißen Sport geradezu ideal ist. Hier in Wagrain lebt der Dichter Karl Heinrich Waggenerl. Seit seiner frühen Kindheit lebt er im Dorf. Erst der Krieg riß ihn hinaus, in Grauen und Gefangenschaft. Seit 1920, zurückgekehrt aus der Hölle des Todes und der Marteru, lebt er wieder da, wo sein Geschlecht



Edwin Erich Dwinger in seinem Heim.

seit je zu Hause war. In nichts unterschied sich dieser Sohn kleiner Bauern und Handwerker von den anderen Bewohnern des Dorfes bis zum Jahre 1930. Da wird er ruckartig (und völlig überraschend für den Sohn dieser Berge) aus seiner Anonymität gerissen; er hat einen Roman geschrieben: „Brot.“ Aber einmal aufgeschreckt aus seiner großen Ruhe, verfolgt ihn die Welt weiter, fragt und schnuppert nach dem Dichter, der er nun ja ist, und horcht ihn eifrig aus, wer er denn eigentlich ist, woher er kommt. Und siehe da, dieser Mensch Waggenerl aus dem Pongauer Land entpuppt sich als ein Mann mit vielerlei Begabungen. Er ist nicht nur ein guter Dichter, sondern auch ein ebenso guter Photograph.

Was der Dichter sieht, fühlt und gestaltet im dichterischen Wort, muß der Photograph — zu anderer Zeit — mit der Kamera einfangen. Diese Bauern z. B. in seinen Romanen: herrliche, erdverbundene Typen, der alte Christian aus dem „Schweren Blut“ oder Simon aus „Brot“ — wir finden sie in seinen Aufnahmen wieder.

Daneben macht er wundervolle Scherenschnitte, schlägt Gefäße aus Metall, feine und neckische Dinge für Freunde und gute Bekannte, er entwirft neuartige Möbelmodelle, die sich Menschen abzeichnen, um sich danach dieses oder jenes Stück anfertigen zu lassen, er schnitzt — eine Kunst, die er vollkommen beherrscht —, er bindet Bücher in Leder, daß man meinen könnte, ein Meister hätte sie gefertigt. Und alles, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Aber für Waggenerl sind es Liebhabereien, nicht danach angetan, Geld aus ihnen zu schlagen. Darum gerade behalten alle seine Künste jenen Glanz: Jedes Ding trägt den Stempel seines Wesens.

Von Waggenerl erschienen die Romane „Brot“, „Schweres Blut“, „Mutter“ und „Das Jahr des Herrn“, ferner sein reizendes „Wiesenbuch“, die Novellen „Du und Angela“ und sein „Wagrainer Tagebuch“.

Wir könnten noch über viele Dichter berichten, von ihrem Leben, ihrer Arbeit und ihrer Umgebung. Doch der Raum ist beschränkt. Die Dichter, die wir hier betrachtet haben, umschließt ein Ring: Sie stehen seit Jahren in den Reihen derjenigen Schaffenden, die durch ihr Werk tätig mitgeholfen haben, ein neues, kräftiges Reich auferstehen zu lassen.

Volk und Heimat.

Gedanken um ein „Jahrbuch für das Deutschtum in Brasilien“.

Nur selten erfüllen die vielen alljährlich erscheinenden Jahrbücher und Kalender, wenn sie auch dem durch ihren Namen gekennzeichneten, besonderen Begriff zu dienen vorgeben, ihre eigentliche Aufgabe. Zumeist begnügen sie sich — sofern jene Bestimmung überhaupt bedacht und erkannt wird — mit einem „Kalendarium“ als Einleitung und einem Verzeichnis der „Neuererscheinungen“ usw. als Schluß, um als eigentlichen Inhalt eine mehr oder minder große Fülle mehr oder minder alltäglicher Beiträge zu bringen, die überwiegend mit dem Sinn und den Zielen eines Jahrbuches kaum etwas zu tun haben und die volle Einsicht für ihren über eine Tageserscheinung doch weit hinausreichenden Zweck vermissen lassen. Jedenfalls sind sie zumeist nicht das, was sie sein sollen: Aussage über einen bestimmten Zeitabschnitt und dessen Geschehen, Brennspiegel, in denen das kulturelle, das staatliche, das wirtschaftliche Leben eines Volkes, eines Landes oder was es auch sei, eingefangen ist, um, gesammelt, als Widerschein aller Wesentlichkeiten eines Jahres den Zeitgenossen als Erhellung eines Wegstückes, den Zukünftigen als Aufklärung der Vergangenheit zu leuchten.

Haben wir also über die Menge der in diesem höheren Sinne unzulänglichen Publikationen hinaus das Deutsche Jahrbuch noch zu erwarten — und wer wollte bezweifeln, daß es in diesem seiner völkischen Kraft und Bedeutung wieder bewußt gewordenen Deutschland einmal erscheinen wird? —, so soll anderseits nicht bestritten werden, daß die Forderung nach einer kulturbewußten und kulturbeleuchtenden Zusammenfassung der wesentlichen Erscheinungen eines Jahres auf Einzelgebieten (Geographie, Musik, Technik usw.) in vielen Fällen mindestens zu erfüllen versucht, in nicht wenigen erfüllt wird. Um so bedeutsamer will uns darum ein Jahrbuch vorkommen, das tatsächlich das geforderte Universalbild, den Widerschein des gesamten Lebens und Wirkens im Ablauf eines Jahres zu geben versucht und für den aufmerksamen Betrachter bis zu einem gewissen Grade auch gibt, weniger durch das, was es bringt, noch weniger etwa durch die Art seiner „Aufmachung“, die manchen Wunsch offenläßt, als vielmehr durch den Geist, der aus ihm spricht. Denn wenn auch dieser „Volk und Heimat 1938“ heißende Kalender für das Deutschtum in Brasilien (Verlag „Deutscher Morgen“, São Paulo) lange nicht in allen seinen Beiträgen als vollgültig und bedeutend anzupreisen ist, so gewiß erfüllt man aus ihm mit frohem Erstaunen eine Kraft, die das Dasein, das Wollen und Wirken eines Volkes tatsächlich in allen seinen Teilen zusammenzufassen und darzustellen weiß. Eine Kraft, deren trachtige Fülle man auch für unsere reichsdeutschen Jahrbücher und Kalender wünschen möchte und erhofft. Aber wer könnte verkennen, daß sie ihren stärksten Ansporn aus einem besonderen Zustande schöpft, eben dem Auslandsdeutschtum? Dessen Liebe und Sehnsucht zum deutschen Vaterlande nicht nur bestimmend für den Charakter all seiner Lebensäußerungen, sondern auch — dieses Jahrbuch der Deutschen in Brasilien erweist es — mächtigster Antrieb ist, wenn es aufzuzeigen gilt, wie über allem Wollen und Wirken das Bewußtsein eines gemeinsamen Blutes, einer gemeinsamen Gesinnung und die Überzeugung stehen, „daß wir Auslandsdeutschen eine Mission zu erfüllen haben, eine heilige Mission, die uns und unseren Kindern, aber vor allem Deutschland zugute kommen wird.“

Es lohnt eine eingehende Betrachtung dieses Jahrbuchs, um festzustellen, wie dieses Bewußtsein und diese Überzeugung ihren Ausdruck gefunden haben:

Da läßt zuerst einmal die III. Folge der „Beiträge zur Siedlungs-, Sippen- und Familiengeschichte der Deutschen in Brasilien“ von Friedrich Commer darauf schließen, wie verhältnismäßig zahlreich die Veröffentlichungen über die Sippen- und Familiengeschichte der Deutschbrasilianer sind. Aber auch uns „Nichtbrasilianer“ vermag der Inhalt stark zu fesseln durch die phrasenlose Schilderung des opferwilligen, von

Kämpfen und Leiden. Not und Tod begleiteten Pioniertums dieser Menschlichen deutschen Blutes, eines Pioniertums, dem Brasilien sicher nicht den geringsten Teil seines heutigen Wohlstandes, das erstaunliche Aufblühen mancher seiner Städte und Ortschaften und damit wohl auch seiner politischen wie wirtschaftlichen Stellung in der Welt verdankt. Gleichsam zu diesen „Beiträgen“ von Commer eine Ergänzung ist der Aufsatz „Deutsche Personennamen in den Ortsnamen in Brasilien“, den „Das Werk“ an einer anderen Stelle der vorliegenden Nummer im Auszug abdruckt. „Volkstum, Volksgemeinschaft, Brasildeutscher“ heißt ein weiterer Beitrag von Helmut Andrá, der aus der Zweispaltigkeit des Auslandsdeutschen: Volksdeutscher und gleichzeitig treuer und überzeugter Bürger seiner neuen Heimat zu sein, einen Weg, den Weg zur Volksgemeinschaft, aufzeigt. Aus einer anderen Folge bringt F. Keller den II. Teil seiner „Leiden und Freuden eines deutschen Lehrers in Brasilien“, der dann gleichsam von der Jugend her durch eine Reihe von kleineren und größeren Beiträgen, „Aus der Arbeit des Deutschbrasilianischen Jugendrings“, von Schuleinweihungen, Jugendfahrten und Jugendsport, ergänzt wird.

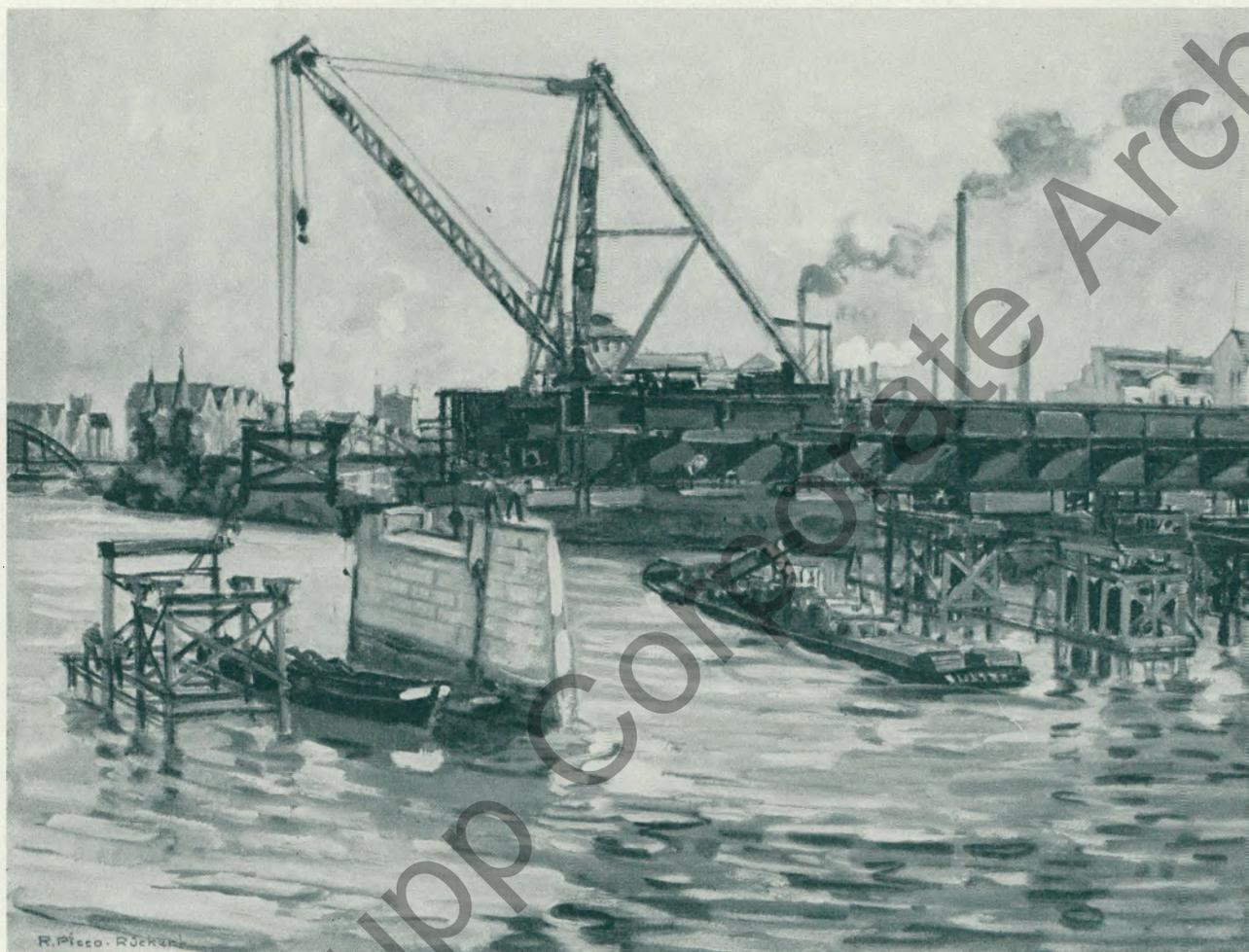
Führt man noch ein paar Aufsätze und Übersichten wirtschaftlichen Inhalts an, einige Berichte von deutschen Expeditionen und Reisen durch Brasilien und die dazugehörigen Abbildungen (mit denen das Jahrbuch — an den wenigen Proben gemessen, leider — im ganzen etwas zu sparsam ausgestattet ist), hätte man das, was es von deutschbrasilianischer Prägung bietet, aufgezählt, wenn hier nicht noch etwas zu nennen wäre, was in diesem Jahrbuch über das Deutschtum in Brasilien einen in seiner nüchternen Sachlichkeit womöglich noch eindrucksvolleren Aufschluß gibt: die — Werbeanzeigen. Tatsächlich könnte nichts besser als ihre verblüffende Menge und Mannigfaltigkeit, etwa 185 Seiten von etwa 750 anzeigenden deutschbrasilianischen Firmen, den außerordentlichen wirtschaftlichen und industriellen Anteil der Menschen deutschen Blutes und deutscher Rasse am öffentlichen Leben und am Fortschritt Brasiliens dokumentieren. Sie vorzüglich sind es denn auch, die die vorstehend gekennzeichnete Aufgabe eines Jahrbuches, Brennspiegel zu sein, insofern am vollkommensten erfüllen, als sich in ihnen der Umkreis des tätigen und handelnden Schaffens der Deutschen in Brasilien ebenso lückenlos wie ausschlußreich widerspiegelt. Jedenfalls wüßten wir keine einzige ähnliche Veröffentlichung in Deutschland zu nennen, die auch nur annähernd die Gesamtheit des kommerziellen und wirtschaftlichen Lebens an Hand ihrer Anzeigen derart zu übersehen und abzuschätzen ermöglichte.

So zeigt denn, zusammengefaßt, dieses vorbildliche deutschbrasilianische Jahrbuch, was man in allen Jahrbüchern und Kalendern finden möchte: eine möglichst weit gespannte, möglichst lückenlose Übersicht sowohl über die Arbeit und Leistung des deutschen Menschen als auch über die Leistung und Arbeit an ihm. Zeigt es vor allem, was auf einer seiner Seiten mit folgenden Worten klaren Ausdruck gefunden hat: „Wir wollen treu sein dem Lande, in dem unsere Vorfahren sich mit harter, unermüdlicher Arbeit, mit Schweiß und auch mit Blut Heimat- und Bürgerrecht erkämpften, in dem wir geboren und gastlich aufgenommen wurden; wir wollen ehrlich und ohne Nebengedanken für das arbeiten und uns dafür mit allen Kräften unserer Persönlichkeit einsetzen, was Brasilien als Wahlspruch auf seine Fahne schrieb: ‚Ordnung und Freiheit.‘ Wir wollen Bürger sein, wie sie dieses Land besser und aufrichtiger nicht kennt; aber wir wollen dabei ebenso unerschütterlich fest mit allen Fasern unseres Herzens treu dem bleiben, was wir ebenfalls von unseren Ahnen als kostbares Erbe mitbekamen: treu unserer Eigenart, treu unserem Volkstum, treu unseren Sitten, treu unserer Sprache, treu all dem, was durch das deutsche Blut unserer Vorfahren, das in unseren Adern rollt, bedingt ist.“

S. R.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Nach einem Gemälde von R. Pietsch-Kücker.

Neue Brücke über die Weser bei Bremen im Bau.
Ausführung: Dortmunder Union Brückenbau AG.

Deutsche Personennamen in den Ortsnamen Brasiliens.

Von Th. K. in „Volk und Heimat“, Kalender für das Deutschtum in Brasilien, Verlag „Deutscher Morgen“, São Paulo.

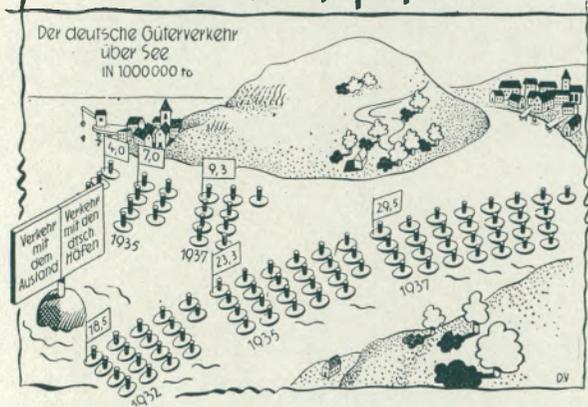
In Brasilien lebt annähernd ein Hundertteil des deutschen Volkes. Der deutsche Bauer und der deutsche Handwerker haben im Riograndenser Stufenland und im nordöstlichen Santa Catharina die Kulturlandschaft geformt und neuen Volksboden erschlossen. Es ist darum auch nicht zu verwundern, daß in Brasilien eine ganze Anzahl von Städten, Ortschaften, Bergen und Wasserläufen deutsche Bezeichnungen tragen. Einige davon, wie zum Beispiel Blumenau, Neu-Freiburg und Neu-Württemberg, sind auch in der alten Heimat bekannter geworden. Aber nur wenige dürften wissen, daß es in Brasilien über 500 deutsche Ortsnamen gibt, von denen etwa 300 auch in den amtlichen brasilianischen Ortsnamenlisten in ihrer deutschen Form geführt werden.

Die von uns ermittelten 527 deutschen Ortsnamen in Brasilien verteilen sich auf die einzelnen Staaten wie folgt: Rio Grande do Sul 296 Namen,

Santa Catharina 78, Paraná 14, São Paulo 35, Minas Geraes 30, Rio de Janeiro 37, Espírito Santo 6, Bahia 8, Alagoas 3, Pernambuco 4, Paraíba 1, Rio Grande do Norte 2, Ceará 3, Piauí 1, Maranhão 1, Pará 1, Goyaz 2, Mato Grosso 1, Amazonas 3, Acre 1. Daß weit aus die meisten Orte mit deutschen Namen im Stufenlande Rio Grande do Sul liegen, ist aus verschiedenen Gründen leicht zu erklären. Für Zweifler, die vielleicht den Kopf darüber schütteln, daß zum Beispiel im Staate Amazonas drei Orte mit deutschem Namen liegen sollen, sei hier kurz mitgeteilt, daß diese Orte Berlin (Seringal im Munizip São Felipe), Frankfurt (Povoação im Munizip Humanita) und Amsterdam (Munizip Parintins) heißen. Letzteres zähle ich als gutes niederfränkisches Wort auch zu den deutschen Namen.

Die Liste macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; was die Unter-

Wieder auf Fahrt...



Die Entwicklung des Güterverkehrs über See.

Das entscheidende Kennzeichen des deutschen Güterverkehrs über See war seit der Machtübernahme das ungewöhnlich starke Anwachsen des Verkehrs zwischen den deutschen Häfen, der in den ersten vier Jahren auf das Zweieinhalbfache des Standes von 1932 anstieg. Der Güterverkehr mit dem Ausland stieg im gleichen Zeitraum um annähernd 40 Prozent, wobei besonders der Güterverkehr mit europäischen Häfen zugenommen hat und in erhöhtem Umfange Massengüter mit billigen Frachten befördert werden. Erst im laufenden Jahre setzte auch eine stärkere Belebung der Fertigwarenausfuhr über See ein.

suchung aber für den Kenner der deutschbrasilianischen Siedlungsgeschichte und Sippenkunde interessant macht und beziehungsreich gestaltet, ist der Umstand, daß sich unter den 527 Ortsnamen 244 (46 Prozent) finden, die auf deutsche Personennamen bzw. Familiennamen zurückzuführen sind. Sie erzählen von armen Leuten, von Söldnern und Adlersknechten, die nach Amerika ausgewandert sind, weil sie die Heimat nicht mehr ernähren konnten, und die dann in der Fremde zu Glück und Wohlstand gelangt sind; sie wissen aber auch von deutschen Edelleuten, die vor 400 und vor 300 Jahren ihre schwäbische und niederfränkische Heimat verlassen haben, um überm Meer eine neue zu gründen; sie berichten ferner von Kaufleuten und Konsuln, von Ingenieuren und Offizieren aus allen deutschen Gauen, am meisten aber doch von deutschen Bauern und Kolonisten, die mit Schweiß und Blut den Boden der neuen Heimat getränkt haben. So hat auslandsdeutsches Schicksal auch auf brasilianischer Erde Bande gewoben zwischen „Blut und Boden“.

Daß sich unter den Namen auch solche großer deutscher Männer befinden (Bismarck, Humboldt, Moltke, Hindenburg u. a.), spricht für die vaterländische Gesinnung der betreffenden Ortgründer. Ebenso treten die Namen fast aller deutschen Großstädte in Brasilien als Ortsnamen auf. Berlin allein kommt in den amtlichen Listen nicht weniger als zwölfmal vor. Dies ist nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß es auch in Deutschland eine Ortschaft gibt, die Brasilien heißt.

Die meisten der aus deutschen Personennamen gebildeten Ortsnamen in Brasilien sind auf Namen zurückzuführen, deren Träger aus Hessen und von der Mosel stammen und im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, also zur Zeit der ersten großen Einwanderungswelle in Rio Grande do Sul, ins Land gekommen sind.

Von den ganz alten deutschen Namen im Lande sind Leme, Lins, Bettinck, Furquim, Meinhard, Werner und Gurgel in den Ortsnamen zu finden. Ein Anton Leme, der einem bereits durch mehrere Generationen in Portugal ansässigen und mit dortigen Familien verflochtenen Geschlechte niederfränkischer Herkunft angehörte, wird bereits 1532 unter den Begleitern des Martin Alfonso de Souza, Gouverneurs von São Vicente, genannt. Die Träger des Namens Lins stammen von dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit mehreren Verwandten in Pernambuco eingewanderten Christoph Lins aus Ulm ab. Bei Gerold Bettinck (der Name wird verschieden geschrieben), der 1598 zuerst nach Bahia kam und als „deutscher Bergingenieur“ bezeichnet wird, nimmt man niederfränkischer Herkunft an. Ungefähr um dieselbe Zeit wie Bettinck ist auch Furquim (die ursprüngliche Form des Namens ist nicht mit Sicherheit bekannt) eingewandert, der wahrscheinlich wie Leme niederfränkischer Herkunft war.

Ein stolzer Sieg der Wahrheit.

Von Friedrich Stieve.

In „Berliner Monatshefte“.

In der November-Dezember-Nummer der Zeitschrift „International Affairs“ ist ein Vortrag von Lord Lothian über das Thema „Deutschland und der Friede Europas“ samt der daran anschließenden Diskussion veröffentlicht. Der Vortrag enthält auch einige Ausführungen zur Kriegsschuldfrage, die hier wiedergegeben werden.

Lord Lothian: „Der Versailler Vertrag gründete sich auf die Theorie von Deutschlands Alleinschuld am Weltkriege. Ich glaube, niemand, der die Vorgeschichte des Krieges ernsthaft studiert hat, kann diese Ansicht heute aufrechterhalten. Der Krieg hatte eine lange Vorgeschichte. Sie geht zurück bis zu dem Marokko-Ägypten-Abkommen zwischen Frankreich und England und dem französischen Vorrücken auf Fez, das jene Serien von überstürzten Schritten Deutschlands zur Folge hatte, die so viel dazu beigetragen haben, die Welt in verschiedene Lager zu teilen. In meinen Augen war Deutschland mehr verantwortlich für den Krieg als irgend jemand sonst, und zwar aus zwei Gründen: erstens und vor allem wegen seines Flottenwettbewerbs mit England, dadurch, daß es ein Bauprogramm für eine Flotte aufstellte, die endgültig größer sein sollte als die damalige englische. Zweitens wegen seines Glaubens an das, was man seine Machtpolitik, seine Gewaltdiplomatie genannt hat, und an deren praktische Wirkung. Andererseits hat noch niemals jemand behauptet, daß Deutschland an der Ermordung Franz Ferdinands schuld war, durch welche die Krise beschleunigt wurde. Und ferner: was schließlich, nach den strategischen Tatsachen, die damals jedem bekannt waren, den Krieg unvermeidlich machte, war die Mobilmachung der russischen Armeen, die den Schlieffenplan automatisch in Gang setzte. Abgesehen davon kann meiner Meinung nach niemand, der an die der Errichtung des Völkerbundes zugrunde liegende These glaubt, sich der Tatsache verschließen, daß ein in siebzehn souveräne Staaten aufgeteiltes Europa und eine Welt von noch viel mehr staatlichen Einheiten ohne jede Form der internationalen Organisation schon an sich eine ständige Voraussagung, ja Herausforderung zum Kriege bildete. Ich bin daher der Meinung, daß es nicht angängig ist, Deutschland allein für den Krieg verantwortlich zu machen.“

Am Ende des Krieges jedoch hatten wir uns eingeredet, daß Deutschland allein an dem Unglück schuld sei. Diese Überzeugung war das Ergebnis von Meinungen, die wir uns auf Grund eines sehr unzureichenden Materials, ergänzt durch die Propaganda der Kriegszeit, gebildet hatten. Das Wesen der Kriegspropaganda aber bestand darin, die Einigkeit und Moral der eigenen Landsleute aufrechtzuerhalten durch den Nachweis, daß wir völlig recht, der Feind aber völlig unrecht habe. Auf diesem Grundsatz war der Versailler Vertrag aufgebaut.“

Wickham Steed: Der Vortragende habe auch das Problem gestreift, das fälschlich als deutsche „Kriegsschuld“ bezeichnet würde. 1919, als die Deutschen gegen den Entwurf des Versailler Vertrags protestierten, sei eine sehr geschickte und eindringliche Antwort abgefaßt worden, die den Fall sehr überzeugend klargestellt hätte. Mr. Philip Kerr (jetzt Lord Lothian) war der Verfasser. War sein Urteil damals so falsch, und wenn ja, ist es heute richtig?

Lord Lothian erklärte, der Grund dafür, daß er seine Ansicht über die Kriegsschuld seit der in der Antwort der Alliierten von 1919 niedergelegten Anschauung geändert habe, liege darin, daß diese Antwort sich auf die Sachkenntnis stütze, über welche die britische Öffentlichkeit während des Krieges und nach vier Jahren ständiger Propaganda verfügte. Er habe seitdem eine große Anzahl Bücher in englischer Sprache über die Ursprünge des Weltkrieges gelesen, von denen die amerikanischen die besten seien, und sie alle betonten die Tatsache, daß die Kenntnisse, die 1919 zur Verfügung standen, weder genau noch vollständig gewesen seien. Er schäme sich nicht im geringsten, seine Ansicht geändert zu haben.

Diese Ausführungen sind beachtenswert, um so beachtenswerter, als sie aus dem Munde eines Mannes stammen, der im Jahre 1919 — damals noch als Mr. Philip Kerr — die von schwersten Anklagen erfüllte Antwort der Siegermächte auf den deutschen Protest gegen die im Vertrag von

Versailles enthaltene Behauptung von Deutschlands Schuld am Weltkrieg verfaßt hat. Lord Lothian rückt heute von seinem zu jener Zeit eingenommenen Standpunkt offen ab, indem er erklärt, „daß es nicht angängig ist, Deutschland allein für den Krieg verantwortlich zu machen“. Einen Entwurf von Wickham Steed, der ihn an die einflüchtige Stellungnahme erinnert und fragt, ob sein früheres Urteil „falsch gewesen sei“, beantwortet derselbe Lord Lothian mit den Worten, „er schäme sich nicht, seine Ansicht geändert zu haben“. Schon vorher weist er darauf hin, daß das erwähnte frühere Urteil — zugleich das von Versailles — „auf Grund eines unzureichenden Materials, ergänzt durch die Propaganda der Kriegszeit“, gefällt sei.

Jeder Deutsche wird dieses unumwundene Eingeständnis von Herzen begrüßen. Zeigt es doch, daß die Entgiftung der Geister dank unermüdlicher wissenschaftlicher Aufklärungsarbeit große Fortschritte gemacht hat. Allerdings meint Lord Lothian noch heute, Deutschland habe seine Flotte im Wettbewerb mit England größer machen wollen als die britische, und übersehen dabei, daß Berlin bei seinen Verhandlungen mit London über seine Rüstungen zur See immer bereit war, seine Neubauten an Kriegsschiffen, bei denen übrigens die gefamte deutsche Lonnage stets weit hinter der gefamten englischen zurückblieb, für den Preis politischer Annäherung zu stoppen. Außerdem wirft er dem alten Kaiserreich den Glauben an das vor, „was man seine Machtpolitik, seine Gewaltdiplomatie genannt hat“, während doch diesem angeblichen Glauben die viel gefährlichere Tatsache wirklicher Gewaltpolitik im Lager der Entente gegenüberstand. Gerade sie führte ja zuletzt zur russischen Mobilmachung, durch die auch nach Lord Lothian die Feindseligkeiten „automatisch“ ausgelöst wurden. Aber trotz alledem dürfen wir mit Befriedigung feststellen, daß die moralische Verdammung Deutschlands nunmehr auch von dem Manne als unhaltbar anerkannt wird, der sie einst vor der ganzen Welt zu begründen suchte. Das ist ein stolzer Sieg der Wahrheit, der nicht zuletzt dem zur Ehre gereicht, der sich von ihm als bezwungen bekennt.

Zehn Gäste zu Tisch.

Von W. S. Matthews im „Magazine Digest“, Toronto. Der Verfasser ist Leiter der Abteilung Familienfürsorge in der Vereinigung zur Verbesserung der Lage der Armen in Neuyork.

Einer unserer großen Schauspieler, der sich von der Bühne zurückgezogen hatte, kam zwei Tage vor Weihnachten in mein Bureau. „Ich las heute früh in der Zeitung von Ihrem Interesse an braven alten Leuten“, sagte er, „von Ihrem Wunsch, es möge jeder ihrer Einsamkeit gedenken, namentlich zur Weihnachtszeit. Ich möchte Ihnen sehr gern dabei helfen, wenn Sie mir gestatten, es auf meine Art zu tun.“

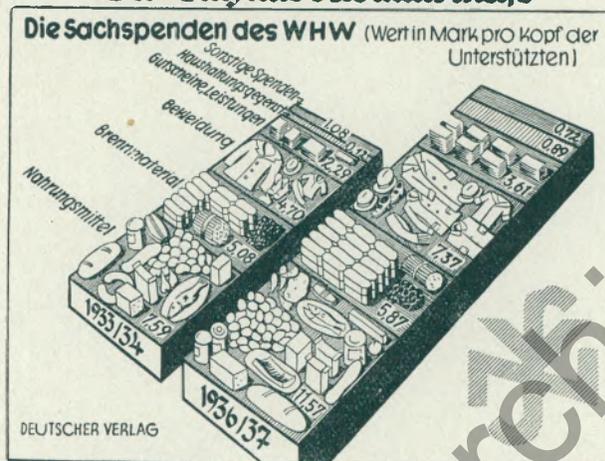
Ich werde Weihnachten wahrscheinlich einsam sein. Meine nahen Freunde haben alle ihre eigene Familie. Ich kann schwerlich erwarten, daß sie am Heiligabend ihr Heim verlassen, um zu mir zu kommen. Und auch ich verbringe den Heiligabend gern in meinem eigenen Hause vor meinem eigenen Kamin. Nun möchte ich gern wissen, ob Sie mir dazu verhelfen würden, am Heiligabend eine Anzahl der alten Leute, von denen Sie geschrieben haben, als Tischgäste bei mir zu haben, vielleicht zehn — fünf Männer und fünf Frauen —, alle, sagen wir einmal, so um die siebzig herum.

Ich habe einen Plan, der meiner Meinung nach den Abend sowohl für meine Gäste als auch für mich vergnüglich gestalten wird. Es ist schon einige Zeit her, daß ich eine Rolle auf der Bühne spielte. Mein Plan ist folgender. Ich möchte mich an dem Abend als Hausmeister ausgeben, meine Gäste empfangen, ihnen das Essen servieren, das, wie ich Ihnen versichere, ungemein üppig sein wird, und sie so lange unterhalten, wie sie zu bleiben wünschen. Bei ihrer Ankunft werde ich ihnen erklären, ihr Gastgeber sei unerwartet nach außerhalb gerufen worden und habe, um sie nicht zu enttäuschen, mich ersucht, sie zu empfangen und zu unterhalten.“

Das waren ungefähr seine Worte. Die Herzensgüte, die Aufrichtigkeit und die Heiterkeit seines Wesens, die sich mir offenbarten, als er mir seinen Plan für den Weihnachtsabend darlegte, kann ich hier natürlich nicht mit Worten wiedergeben.

Wir lachten viel miteinander, als er mir von der Unterhaltung erzählte, die er zu bieten beabsichtigte. Da ich ihn selber mehrmals auf der Bühne gesehen hatte, drückte ich ihm gegenüber den Wunsch aus, einer der zehn

Der Einzelne bekommt mehr



Die Leistungen des Winterhilfswerkes des deutschen Volkes.

Die Zahl der Volksgenossen, die das Winterhilfswerk des deutschen Volkes in Anspruch nehmen müssen, ist beträchtlich zurückgegangen. Deshalb war es möglich, den einzelnen Unterstützten mehr zukommen zu lassen als im ersten Winter nach der Machtübernahme. Die Opferfreudigkeit des Volkes darf aber nicht erlahmen, denn diejenigen, die auf eine Weihnachtsfreude durch das Winterhilfswerk des deutschen Volkes hoffen, sollen nicht enttäuscht werden. Mit jeder Gabe an das Winterhilfswerk stattet der Deutsche seinen Dank an den Führer ab, der es ihm ermöglichte, wieder seine Hände zu regen und wieder zu verdienen.

sein zu können. Seine Antwort war: „Kommen Sie doch auch!“ Allein ich meinte, das würde kaum fair sein. Bezüglich des Alters entsprach ich ja nicht seinen Wünschen. Auch war schon vorgesehen, daß ich meinen eigenen Heiligabend bei einer Zusammenkunft alter Leute verbringen sollte. Ich versprach ihm, dafür zu sorgen, daß seine Gäste um 7 Uhr abends bei ihm seien.

Ich erinnere mich noch heute der zehn Ausgewählten.

Zwei Ehepaare, die in der Hauptsache von winzigen Ersparnissen lebten und keinen Verwandten in der Stadt hatten, der sie zu Weihnachten zum Essen hätte einladen können.

Drei alte Herren, die gerade das zum Leben Notwendige verdienten, indem sie täglich langsam aus kleinen Hinterhaustuben nach einer Spielwarenverkäuferin gingen, wo zwei von ihnen Tiere ausfägen, die dann von dem dritten bemalt und in Noahs Arche getan wurden, damit der Weihnachtsmann sie für gespannt blickende erwartungsvolle Kinder durch den Schornstein herunterfallen lassen könne.

Eine kleine alte Dame, die an Krücken ging und sich mit Häkelheimarbeit ein bißchen Geld verdiente.

Eine zweite Dame in dem zur Bedingung gemachten Alter von siebzig Jahren, die nur zwei Häuserblocks von der eben erwähnten Dame entfernt wohnte. Es wurde verabredet, daß sie die andere abholen und in einer Autodroschke mit zu der Gesellschaft nehmen und später wieder nach Hause bringen solle.

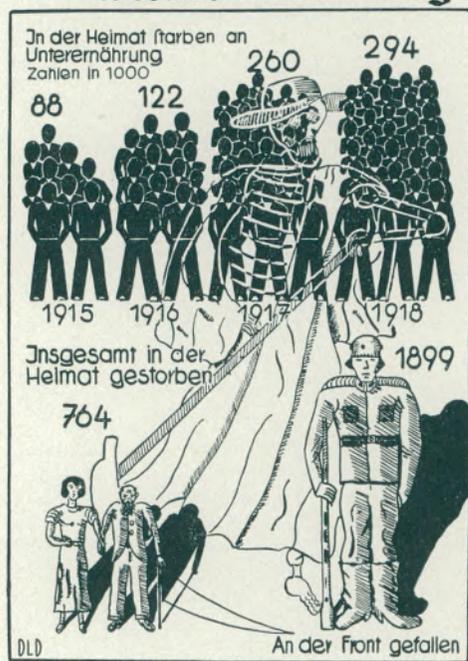
„Wie vornehm werden wir sein, wenn wir in einem Auto zu einer Gesellschaft fahren“, meinte sie, als ihr der Plan vorgetragen wurde.

Und der zehnte Gast. Ich kannte sie schon mehrere Jahre. Sie und ihr Mann waren als junges Paar aus England gekommen, um in einem neuen Lande ihr Glück zu suchen. Er hatte es als Buchbinder zu etwas gebracht. Da war ein kleines Haus im Vorort mit einem prächtigen Blumengarten, der mir oft beschrieben worden war. Eine Lungenentzündung raffte den Gemann hinweg. Später waren schwere Jahre gekommen. Das Haus war verlorengegangen und ein Zimmer in der Stadt gemietet worden, wo leichter Arbeit zu bekommen war.

„Ja, Weihnachten ist für mich besonders einsam, und ich würde gern hingehen“, war ihre Antwort auf die Einladung.

Was für ein Abend das war! Am Tage nach Weihnachten kam der „Hausmeister“-Gastgeber, um mir darüber zu berichten. Nach dem Essen hatte er zwei Stunden oder länger den abwesenden Gastgeber „nachgeahmt“, indem er seine Gäste mit Teilen von Theaterstücken unterhielt, wie er, „der Hausmeister“, sie „den Herrn“ daheim hatte proben sehen und

Die Folgen der Hungerblockade im Weltkriege



hören. Er hatte ihnen seine besten Lieder vorgesungen, wobei er sich selber auf dem Klavier begleitete.

Einer der alten Männer erzählte Geschichten und konnte vor Lachen über seine eigenen Späße, lange ehe er damit zu Ende gekommen war, nicht weiterreden, was sie noch komischer machte. Und eine alte Dame tanzte mit dem „Hausmeister“ und sagte ihm, er sei fast so gut wie ein Berufsschauspieler, was ihn beinahe aus dem Gleichgewicht brachte. Er veranlaßte die Gäste, im Chor zu singen, und sie erinnerten sich später, einen gehörigen Lärm gemacht zu haben. Eine der alten Damen versuchte stehend den Lakt zu schlagen, konnte es aber nicht durchhalten; es ging zu schnell für ihre müden Arme.

Draußen hatte es fast den ganzen Abend über geschneit.

Als der Gastgeber glaubte, es sei Zeit für die Gäste, nach Hause zu gehen, obgleich nicht ein einziger von ihnen ein Wort darüber gesagt hatte, ließ er von der nächsten Ecke zwei Autodroschken kommen und half ihnen mit etlichen Paketen hinein; sie mußten ihm versprechen, daß sie diese erst nach dem Aufwachen am anderen Morgen öffnen würden. Er gab dem Chauffeur ihre Adressen, stand im Schneegestöber auf dem Bürgersteig und rief laut: „Frohe Weihnachten!“, als sie davonfuhren — ein Benehmen, wie er sich ausdrückte, „das sich kein wirklicher Hausmeister von Gramercy Park hätte zuschulden kommen lassen“.

Als ich ihm zu danken begann, sagte er: „Mein lieber Mitverschworener, ich bin es, der zu danken hat. Ich habe einen der wundervollsten Abende meines Lebens gehabt. Wer sagte noch: „Geben ist seliger denn Nehmen?““

In den folgenden Tagen berichtete mir jeder der Gäste der Reihe nach über das Beisammensein. Allen Berichten konnte ich entnehmen, daß sie durchaus nicht bedauerten, daß „der Herr“ nach außerhalb gerufen worden war. „Das ist wirklich ein guter Schauspieler“, sagte einer der Männer aus der Spielzeugwerkstatt, „er selbst sollte zur Bühne gehen.“ Und einige Tage nach jenem Abend schrieb mir die kleine alte Dame, die an Krücken ging: „Ich bin noch längst nicht auf dem Boden der Schachtel mit Obst und anderen guten Dingen angelangt, die er mir ins Auto mitgab.“

„Zuerst hatte ich ein bißchen Angst“, schrieb eine andere Dame. „Aber er hatte eine Art, daß wir uns gleich wie zu Hause fühlten. Ich habe immer wieder darüber nachdenken müssen, und jedesmal sage ich mir: Warum sollte ein Mann, der mich nie zuvor gesehen hat, so gut zu mir sein?“

Ich habe das Versprechen gehalten, das ich dem edlen Gastgeber vor Jahren gab, nämlich, daß ich den Leuten nie verraten würde, daß der Hausmeister der Herr war. Jetzt, da weder die Gäste noch der Gastgeber

mehr unter uns weilen, kann ich die Geschichte erzählen. Der „Hausmeister“ war Francis Wilson.

Eine disziplinierte und stabile Demokratie.

Aus einem Aufsatz von Emile Schreiber in „L'Illustration“, Paris.

Wie kommt es, daß die Schweiz, dieses kleine Land (Europas Oberfläche ist 235mal und der amerikanische Kontinent 1000mal so groß wie die Schweiz) mit nur 4 Millionen Einwohnern eine so wichtige internationale Rolle spielt, daß es zum Mittelpunkt der ersten Erscheinungen des organisierten Lebens der Nationen geworden ist?

Man sollte annehmen (und in den Bürgerkriegen der Vergangenheit ist das auch tatsächlich der Fall gewesen), daß die Schweiz bei den bestehenden Gegensätzen religiöser, rassischer und sprachlicher Art ein innerlich zerrissenes Land sei: es gibt 57 % Protestanten und 41 % Katholiken; die Bevölkerung besteht ferner aus sehr verschiedenartigen rassischen Elementen — Kelten, Romanen und Germanen; dazu kommt die Mannigfaltigkeit der Sprachen — von 100 Schweizern sprechen 70 deutsch, 22 französisch, 7 italienisch und 1 rätoromanisch.

Die Achtung vor der völkischen Eigenart ist in der Schweiz so groß, daß sogar das Rätoromanische, eine Art Dialekt lateinischen Ursprungs, der verhältnismäßig wenig gesprochen wird, kürzlich als Amtssprache anerkannt worden ist.

Zu diesen Ursachen möglicher Antipathien kommen natürlich noch die politischen Meinungsverschiedenheiten hinzu, die nicht gering sind. Sie sind hier um so bedrohlicher, als sie ohne Schwierigkeit von außen her durch eine entsprechende Propaganda, die durch die Gemeinsamkeit der Sprachen und die Nähe der Grenzen außerordentlich erleichtert wird, geschürt werden können.

Kurz gefaßt: hier sind alle Bedingungen gegeben, welche die Schweiz zu einem von gegensätzlichen Ideologien zerrissenen Lande machen könnten. Und dennoch gibt es in Europa wohl kaum einen zweiten Staat, der drohenden äußeren Gefahren so geschlossen entgegentritt.

Die Schweiz kennt auch keine Orden, und ich habe vornehme Schweizer in abfälligen Ausdrücken von ihren Landesleuten sprechen hören, wenn sie sich von ihrer Eitelkeit dazu verleiten ließen, sich mit ausländischen Orden zu schmücken.

Das Land ist eine Vereinigung von Republiken, die man hier Kantone nennt, und zwar besteht es aus 19 Kantonen und 6 Halbkantonen. Jede dieser kleinen Republiken hat ihre politische, verwaltungstechnische, fiskalische und sogar strafgesetzhche Selbständigkeit bewahrt. Dem Bunde untersteht sie nur, soweit die unerlässliche Wahrung gemeinsamer Interessen in Betracht kommt, also vor allem, wo es sich um wichtige Fragen der Außenpolitik und der nationalen Verteidigung handelt.

Aus dieser sehr eigenartigen Sachlage ist es zu erklären, daß sich die Beobachtungen, die jemand in einzelnen Kantonen angestellt hat, kaum für die ganze Schweiz verallgemeinern lassen, denn was für den einen Kanton zutrifft, gilt nicht immer für einen anderen, da viele nicht nur verschiedenartige, sondern manchmal sogar einander entgegengesetzte Bräuche und Gesetze haben. So ist die soziale Gesetzgebung — um nur ein Beispiel anzuführen — von einem Kanton zum andern wesentlich verschieden und macht jedes Gesamturteil unmöglich.

Dieses Bundesystem beruht auf einer Verfassung, die außerordentlich anpassungsfähig und daher sehr geeignet ist, seine Beständigkeit zu sichern. Der Präsident Motta hat es sich nicht nehmen lassen, mir das Funktionieren des Staatsmechanismus im Laufe der Unterhaltung, die ich die Ehre hatte mit ihm zu führen, persönlich zu erklären, und es soll nicht unerwähnt bleiben, daß sich der demokratische Geist sogar gelegentlich meines Besuches bei dem höchsten Beamten der Republik bemerkbar machte. Als ich in den Bundespalast kam, um den Präsidenten zur Besprechung aufzusuchen, antwortete mir der Pförtner, den ich nach dem Wege fragte, einfach: „Zweiter Stock, Bureau 112“, und als ich den Fahrstuhl verließ, befand ich mich — genau wie in einem modernen Geschäftshause — in einem einfachen Gange, dessen Türen alle das gleiche Aussehen haben und mit Nummern versehen sind. Hinter der Tür mit der Nummer 112 arbeitet in einem sehr nüchtern und einfach ausgestatteten Bureau der Bundespräsident, und dort empfing er mich auch.

Der Präsident Motta, Lessner von Geburt und somit nach Rasse und

Muttersprache Italiener, ist ein Mann von 65 Jahren mit lebhaftem und wohlwollendem Blick. Er besitzt eine so umfassende Bildung, daß er wohl die einzige politische Persönlichkeit der Schweiz ist, die in den drei Amtssprachen Deutsch, Französisch und Italienisch eine vollkommen akzentfreie und formvollendete amtliche Rede halten kann. „Verlangen Sie nur keine politischen Erklärungen von mir“, sagte er mir von vornherein. „Wenn ich eine solche abgeben muß, bin ich sie vor allen Dingen dem Parlamente oder dem Volke schuldig. Seien Sie mir bitte nicht böse, aber es ist bei uns nicht Sitte, daß die Leiter der Regierungsgeschäfte der Presse vertrauliche Mitteilungen machen. Die demokratische Gesinnung des Schweizertums ist so entwickelt, daß er es nicht liebt, wenn seine Politiker sich vordrängen und von sich reden machen. Ich achte diese Einstellung, aber das hindert uns natürlich nicht, uns über allgemeine Fragen zu unterhalten. Ich nehme an, Ihre Leser möchten das Funktionieren unserer Verfassung kennenlernen.“

Wenn Sie das interessiert, so kann ich gern darüber sprechen, denn ich kenne diese Dinge genau. Bereits vor 30 Jahren begann ich meine staatsmännische Laufbahn; seit 25 Jahren gehöre ich dem Bundesrat an, und in diesem Jahre bin ich zum fünften Male Bundespräsident.

Diese Stetigkeit ist viel weniger auf meine persönlichen Verdienste als auf die Beständigkeit unserer staatlichen Einrichtungen zurückzuführen. Der Bundesrat ist bei uns eine gemischte Institution, die gleichzeitig als Ministerrat und als Regierung fungiert. Er besteht aus 7 Mitgliedern, die auf 4 Jahre von der Bundesversammlung gewählt werden. Diese setzt sich aus zwei Kammern zusammen. Die eine, der Nationalrat, wird vom Volke kantonweise gewählt — ein Abgeordneter kommt auf je 22 000 Einwohner —, wohingegen die andere, der Ständerat, aus zwei Abgeordneten pro Kanton oder Halbkanton besteht, die je nach dem Willen der Kantone direkt oder indirekt gewählt werden.

Von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, werden die 7 Räte, die gleichzeitig die Regierungsgewalt und die Verwaltungsbefugnisse besitzen, nach Ablauf ihrer vierjährigen Amtsperiode regelmäßig wiedergewählt, und dann bekleidet abwechselnd jeder von ihnen für die Dauer eines Jahres das Amt des Bundesratsvorsitzenden und damit das des Bundespräsidenten.

Es gibt bei uns weder ein Staatsoberhaupt als Personifikation des Landes — so daß selbst der Schein einer Alleinherrschaft ausgeschlossen ist — noch Minister, sondern nur eine siebenköpfige Staatsleitung, deren Jahrespräsident nichts weiter ist als der erste unter seinesgleichen.

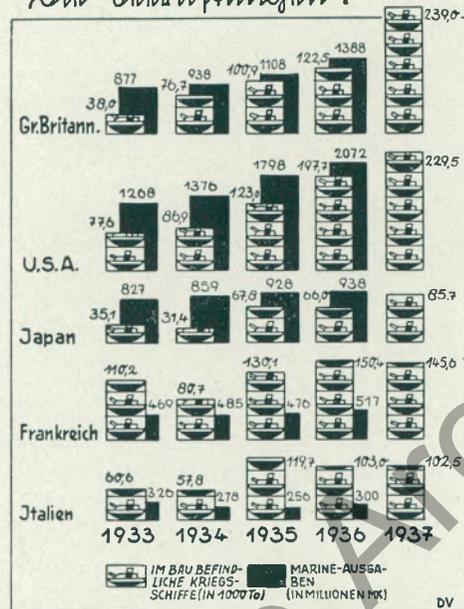
Da jeder der Räte an allen Besprechungen teilnimmt, ist er bezüglich der Staatsgeschäfte ständig auf dem laufenden und daher auch imstande, den ungehinderten Fortgang der Regierungsgeschäfte zu sichern, falls einmal einer von uns vorzeitig ausscheiden sollte. So wissen wir zum Beispiel bereits heute, daß Herr Baumann, der diesjährige Vizepräsident, im Jahre 1938, und Herr Etter, der Vizepräsident des Jahre 1938, im Jahre 1939 Bundespräsident sein wird.

Sie können übrigens aus meinem persönlichen Falle einen Schluß auf die Beständigkeit unserer staatlichen Einrichtungen ziehen. Im Laufe von 25 Jahren hätte mein Turnus nur dreimal (nämlich alle 7 Jahre) kommen dürfen; er ist jedoch durch den Tod einiger unserer Kollegen und auch durch das Ausscheiden des Bundesrats Baumann etwas beschleunigt worden. Ich persönlich leite seit dem Jahre 1913 das Politische Departement, das Ihrem Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten entspricht, und Sie werden wohl mit uns der Ansicht sein, daß das stetige Verbleiben im Amte in mancher Hinsicht eine Gewähr für die Einheitlichkeit der äußeren Politik ist.

Die Tatsache, daß der Bundesrat unmittelbar die Verwaltung leitet, schließt auch jede Rivalität zwischen Regierung und Verwaltung aus. Der einzige Einwand, den man vielleicht gegen unser System erheben könnte, ist der, daß die automatisch wiedergewählten Bundesräte schließlich zu alt werden, aber sie sind gezwungen, geistig jung zu bleiben, denn sie unterstehen — wie übrigens die Abgeordneten überhaupt — der ständigen und unmittelbaren Kontrolle des Volkes, und das ist das denkbar beste Anregungsmittel.

Unsere Demokratie hat so in der Tat eine volkstümliche und nicht eine parlamentarische Tendenz. Das Volk hat stets das Recht, zu den Entscheidungen seiner Vertreter Stellung zu nehmen und sogar ein bereits von der Bundesversammlung angenommenes Gesetz abzulehnen. Dazu genügt es, daß 30 000 Bürger ein Volksabstimmungsverlangen unterzeichnen, und

Der Turnus im Amt:



Der Umfang der Neubauten an Kriegsschiffen.

Am 31. Dezember 1936 waren die Rüstungsbeschränkungen, die sich die fünf Hauptseemächte, Großbritannien, Vereinigte Staaten, Frankreich, Italien und Japan, im Washingtoner Vertrag und im Londoner Flottenvertrag auferlegt hatten, erloschen. Seitdem gelten nur noch qualitative Abkommen, in denen Höchstgrenzen für Wasserverdrängung und Geschützkaliber festgesetzt sind. Italien und Japan sind aber auch diesem Abkommen nicht beigetreten. Dadurch setzen in erhöhtem Maße Neubauten an Kriegsschiffen ein, und durchschnittlich haben alle Großmächte ungefähre ein Fünftel bis ein Viertel des gesamten fertigen Flottenbestandes in ihren Werften als Neubauten in Arbeit.

Die Befragung des Volkes durch Volksentscheid wird dann von Rechts wegen in die Wege geleitet.

Im Gegensatz zu dem, was vielleicht in anderen Ländern der Fall wäre, sind die Abstimmungen des Volkes hier im allgemeinen konservativer als die seiner parlamentarischen Vertreter. Aber wie dem auch sei, der Schweizer ist jedenfalls nicht nur Bürger zum Schein. Er befaßt sich persönlich mit den öffentlichen Angelegenheiten und gewöhnt sich so daran, die unmittelbaren Folgen seiner Entscheidungen ins Auge zu fassen, was in hohem Maße dazu beiträgt, ihm eine ungewöhnlich große politische Reife zu geben.

Auf diese große Tatkraft des Schweizer Bürgers, die vielleicht die höchste entwickelte der Welt ist, so schloß der Präsident, „führe ich das harmonische Gleichgewicht unserer Politik zurück.“

Die Vorzüge der Schweizer Verfassung, die vom Präsidenten Motta so klar zum Ausdruck gebracht wurden, sind gewiß unbestreitbar. Da jedoch jedes System, so vollkommen es auch sein mag, seine Schattenseiten hat, bin ich es der Wahrheit schuldig, gewisse Einwände zu erwähnen, die mir gegenüber von anderen Schweizern gemacht wurden und die vor allem die gar zu große Häufigkeit der Abstimmungen betreffen.

Man muß in der Tat in Betracht ziehen, daß der Schweizer Bürger in gewissen Jahren bis zu zwanzigmal an die Wahlurne gerufen wird, um bei dieser oder jener Volksabstimmung mitzuwirken. Außerdem muß er je nach der Verfassung des einzelnen Kantons mehr oder weniger oft seine Stimme abgeben, um die Gemeindevorsteher — seine Abgeordneten für den Kantonsrat, eine Art Provinzparlament — zu wählen. In vier Kantonen wird er außerdem noch gerufen, um an der Landsgemeinde teilzunehmen, bei der sich das Volk nach alter Tradition — wie einst auf dem Forum Romanum — auf einem großen öffentlichen Platz versammelt, um durch ein „Ja“ oder „Nein“ über die Gesetzgebung des Kantons zu entscheiden. Aus alledem folgt nach den Äußerungen meiner Gewährsleute, daß die Politik die Bürger schließlich gar zu sehr in Anspruch nimmt und unter Umständen zu einem Element wirtschaftlicher Störungen wird. „Daher ist es“, so sagte mir einer von ihnen, „jedemfalls sehr gut, daß in der sonst so demokratischen Schweiz die Frauen kein Stimmrecht haben, denn dann wäre der Zeitverlust doppelt so groß.“

Canberra.

Aus einem Aufsatz in „Vu et Lu“, Paris.

Gibt es wohl eine Stadt, die mit größeren Erwartungen gegründet wurde, als Canberra, das die neue Bundeshauptstadt Australiens werden sollte? In einem Talkessel der östlichen Berge entstand es, mit einer romantisch-anziehenden Umgebung, nicht sehr weit von der Eisenbahnlinie Eynedney—Melbourne entfernt. Als man im April 1912 mit dem Bau dieser Stadt begann, sollte sie nicht nur Sitz der Regierung werden, sondern noch viel mehr als das: der Stolz des Erdteils, eine wahrhaft moderne Metropole, ebenso großzügig geplant für den modernen Verkehr wie auch für die zu erwartende industrielle Entwicklung Australiens. Aber allen Anstrengungen der Behörden zum Trotz hat die Stadt es auf nur 6120 Einwohner gebracht. Canberra bleibt menschenleer. Was man auch tut, um eine Verbesserung zu erzwingen — immer bleibt es das Sorgenkind Australiens. Eine Stadt, in die man Millionen Pfund Sterling gesteckt hat, und die nach fünfundsiebzig Jahren nur von Staatsbeamten bewohnt wird, die fast alle Junggesellen sind und sich dort nur niedergelassen haben, weil sie dorthin „abkommandiert“ worden sind, Staatsbeamte, die sich jeden Morgen in den architektonisch schönen, aber viel zu großartig angelegten Regierungspalästen buchstäblich verlieren.

Das Unglück von Canberra begann fast schon bei seiner Geburt. Die Stadt wuchs aus dem mageren Boden empor — eine Musterstadt nach den vorbildlichsten Grundsätzen des modernen Städtebaus angelegt. Die öffentlichen Gebäude schossen wie Pilze aus der Erde; ein riesiges Kapitol entstand. Aber bevor noch die neue Hauptstadt eingeweiht wurde, brach der Weltkrieg aus, der jede Hoffnung auf die Entwicklung Canberras erstickte. Nach dem Friedensschluß begann man die Werbetrommel für Canberra zu rühren. Aber die erhofften Einwohner ließen auf sich warten. Die Häuser blieben leer, die Läden blieben geschlossen, die für die Industrie gedachten Baugelände lagen öde da.

Als im Jahre 1927 der Herzog von Gloucester feierlich das neue Parlamentsgebäude einweihte, hoffte man, daß die Stadt nunmehr allmählich erwachsen würde. Tausende von Gästen aus Australien, aus England, ja, aus dem ganzen Britischen Reich waren gekommen, aber sie alle reißten nach der Eröffnungsfeier eiligst wieder ab, sogar die Abgeordneten selber. Wohl trafen ein paar tausend Beamte ein, die von der Regierung hierher versetzt worden waren, die Richter zogen in den Justizpalast ein und die Professoren in die Universität — aber das wahre Leben fehlte nach wie vor. Es gab keine Missetäter zu verurteilen und keine Studenten zu unterrichten. Es kamen keine Privatleute außer den Lebensmittelhändlern, auf die die Beamten um der Ernährung willen angewiesen waren. Canberra blieb eine Stadt, ungeheuerlich groß und zugleich erbärmlich klein, in der ein jeder den andern auf der Straße kannte, da er ein paar Stunden vorher neben, vor oder hinter ihm im Bureau gesessen hatte.

Um Canberra schließlich doch noch zu einer richtigen Hauptstadt zu machen, veranstaltete man gewaltige Werbefeldzüge mit der Losung: „Siedelt euch in Canberra an!“ Zuerst schien es, als hätten diese Maßnahmen Erfolg. Es entstanden Konserven- und chemische Fabriken, ein Wollspinnwerk wurde gegründet, und Rechtsanwälte ließen sich nieder, aber die Geschäftigkeit ließ bald nach. Die Techniker und die Professoren kehrten der Stadt den Rücken.

Die Regierung macht augenblicklich noch die größten Anstrengungen, um die Stadt zu retten. Wer sich in Canberra niederläßt, braucht drei Jahre lang keine Steuern zu zahlen. Minderbemittelte Studenten bekommen Stipendien. Der Staat selbst errichtet Fabriken in Canberra. Die Beamten Canberras erhalten eine feste Zulage, falls es ihnen gelingt, eine Frau zu einer Ehe in Canberra zu überreden. Und schließlich sind auf Veranlassung des neuen Bürgermeisters Jim Powell fünfhundert hübsche junge Mädchen nach der Hauptstadt gebracht worden, die dort unentgeltlich eine Haushaltungsschule besuchen und der Stadt das bringen, was eine Stadt, die etwas auf sich hält, nun einmal braucht: Leben, Lachen und Liebe. Wer weiß, ob nicht die mit großer Begeisterung empfangenen jungen Mädchen doch noch das verfahrenste Städteproblem unseres Jahrhunderts lösen werden! Und wenn ja — welch ein Erfolg! Selbst Rom würde es sich nicht haben träumen lassen, daß Frauen imstande sein könnten, die Republik zu retten...

Unbenutzte Blumenmöglichkeiten in Garten und Haus.

Von dem Blumenzüchter Karl Foerster, Bornim, in der Monatschrift „Das schöne Heim“, München. — Der Verfasser ist Mitherausgeber der Monatschrift „Gartenschönheit“ und schrieb „Gartenfreude wie noch nie“ sowie eine Reihe anderer Bücher.

Ashenbrödelplätzchen können Glückswinkel werden. Dazu gehört der Wille zum „Wagnis“, der allein das Erfahrungsgebiet erweitert. Ferner gehört dazu eine innere Kraft des Lebensüberschusses, die Lust und Liebe hat, sich Neues zu erdenken und in der Welt nach Erfahrungen zu suchen; weiter auch genügend Sammlung und Unterscheidungskraft, um solche Artikel, wie den vorliegenden, zu lesen.

Die schönheitliche und gefestete Durchgestaltung auch der schattigen oder dünnen, mischgeten Winkel und Plätze des Gartens sowie die pflanzliche Ausschöpfung aller möglichen hierfür unausgenutzten Hauswinkel deutet nicht nur auf Festigkeit des Schönheits- und Ordnungsdranges, sondern beleuchtet sich selber auch noch durch den Nebenklang einer gewissen heiteren Frömmigkeit des Lebensgeföhls, die alle solche Dinge wichtig nimmt. Ein symbolischer Ausdruck hierfür ist die Gewohnheit, selbst in Hotelzimmern, in denen man nur ein paar Tage lebt, ein paar gute kleine Reproduktionen bedeutsamer Bilder aufzuhängen (das Leben ist kurz: 70 Jahre sind bloß 21 000 Tage). Oder die Gewohnheit der Griechen, auch die Rückseiten der Siebelfiguren, die niemand sieht, voll durchzugestalten.

Zunächst allerlei vom Hause.

Es gibt eine Unzahl von Zimmerhelden der Pflanzenwelt, auch für zentralheizungswärmte Räume, ebenso wie für die Kälte der Doppelfenster. Unser eigentliches Leben mit Pflanzen im Hause fängt mit einem Ueberblick über diese heroischen Gewächse an, die man in Blumengeschäften nur sehr verstreut antrifft. — Wiederum tritt das Leben mit Pflanzen auf dem Balkon erst in seine wahren Rechte von dem Augenblick an, wo wir über Pelargonien und Fuchsien hinausgreifen und die tausend Quellen anbohren, die auch für den Balkonbewohner dicht neben den in der Wüste Dürftenden strömen können. Der Vorschlag „mal was anderes für den Balkon“ umfaßt tatsächlich Tausende von Kleinpflanzenarten, ungezählte unbenutzte Kübelpflanzen, Dahlien und Rankgewächse. — Der ganze Vorschlag kann sich nach einmaligem Legen der Knollen in solchen Balkonkästen ausleben und 5 bis 6 Jahre lang ohne Zwielererneuerung seinen Flor wiederholen. Damit wären dann auch lange Wochen von Anfang März bis Mitte Mai überbrückt, in denen sonst auf Balkons noch nichts zu sehen ist. — Dazu kämen unermessene Schätze aus dem Bereich der Steingartenpflanzen, die tatsächlich in Balkonkästen, sogar mitten in Städten, wundervolle Dauerstärken finden können. — Es gibt neue Düngungsmittel für Balkonkästen und Kübel, welche an solchen Stätten Pflanzenarten das Leben ermöglichen, die früher keine lohnenden Objekte der Kübelhaltung waren. Zwergige Dahlien, die sonst schon Ende August, Anfang September arm und mager zu blühen begannen, erfahren durch ein paar Pfisen der Bodenbeimischung Hakaphos eine erneute Wachstums- und Blütenentflammung, die wie ein Zauberschlag auf die Pflanzen wirkt.

Auch der scheinbar besetzte kleine Garten wimmelt an allen Ecken und Enden von unbenutzten Gelegenheiten zum Blühen. Die Buchsbaumränder können Frühlingsknollen aufnehmen; unter die Steingartenpflanzenpolster stopft man gleichfalls noch Knollen kleiner Gewächse, die später aus farbigen Polstern herausblühen. An die dürrsten Böschungen, welche die Gärtner alten Stils immer einebnen wollen, setzt man das unermessliche Heer der Durstkünstler in großen und kleinen Pflanzen: Zwergschwertlilien, Schleierkräuter, Sonnenfame, Heidegänse, Staudenflachs, Strandnelke, Ashenfingerkraut, Lavendel, Leppichveronica, Granitmiere und viel anderes unverwüßliches Dörrgemüse.

Es wimmelt insgeheim von nie benutzten Blumenplätzen im kleinen Garten, deren Chancen sich selten ein Gartenbesitzer klar macht. Alljährlich wächst die Zahl schöner und auch starkfarbiger Blüthengewächse, die Schatten vertragen oder wollen. Fast in jedem Garten sind mehr oder weniger große Schattenflächen, an denen vor zehn oder zwanzig Jahren noch nichts Herzhaftes blühen konnte.

Jetzt gibt's diese Entschuldigung nicht mehr. Die Zahl der großen und kleinen Gewächse für Schattenflor von Februar bis November ist übergroß geworden. Kann man die Wurzeln nicht abdämmen, sondern ist etwa darauf angewiesen, zur Schaffung eines netten kleinen Gartenanblicks vor dem Fenster den Platz unter einem Baume selber zu bepflanzen, so gibt's auch hierfür Methoden, die zu vollem und andauerndem Erfolg führen. Man kratzt den Boden tunlichst weg, gießt eine dünne Betondecke, tut wieder eine fudidke Bodenschicht darüber und hat einen Platz gewonnen, der sechs Monate lang Farbenüberraschungen bieten kann.

Kurzum — der Garten ist nicht das Reich der unbegrenzten, aber der fast noch unbenutzten Möglichkeiten. Lauter neue Gewächse sind aufgefunden, die lohnendere Schnittblumen als früher fürs Haus liefern und immer neue Zeitslücken im Jahresverlauf ausfüllen, in denen es bisher keine wirklich ausgesprochen haltbaren Schnittblumen im Garten zu schneiden gab.

Technische Gedank- tage.



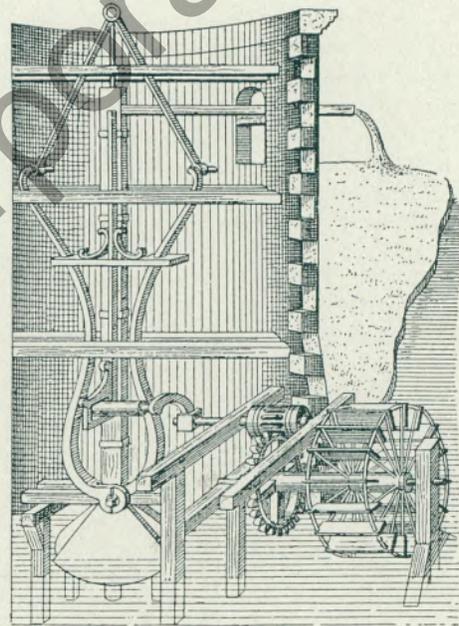
Das von Friedrich dem Großen errichtete Hüttenwerk in Malapané (Oberschlesien) um 1760.
Aus: L. Wächter, Geschichte des ersten Jahrhunderts der Königl. Eisenhüttenwerke zu Malapané. Slogau 1856.

24. 1. 1712 wurde Friedrich der Große geboren. Wie wohl kaum ein preußischer König vor ihm und nach ihm hat Friedrich die Gewerbe seines Landes gefördert und dadurch den Wohlstand Preußens und seiner Bewohner gehoben. Seine ganz besondere Sorge galt dem Bergbau und dem Hüttenwesen, insbesondere dem Eisenhüttenwesen, da er die Bedeutung des Eisens für die Kriegsführung klar erkannte. Aber das nicht allein, er wollte sein Land selbst mit Eisen versorgen und es vom Bezuge aus dem Auslande unabhängig machen. Als er 1740 in Schlesien einmarschierte, befand sich die dortige Eisenindustrie in einem kläglichen Zustand. Als Friedrich der Große 1786 starb, erzeugte Oberschlesien 10 000 t Roheisen und Gußwaren sowie 6000 t Stabeisen. Die Gesamtproduktion an Eisen und Stahl hat sich in den 46 Jahren der Regierungszeit Friedrichs des Großen verfachesacht. Unter den ersten Werken, die Friedrich der Große errichtete, befand sich das Hüttenwerk zu Malapané, das aus einem Hochofenwerk und einer Frischhütte bestand.



21. 1. 1788 wurde zu Bendorf am Rhein Ferdinand Reiny geboren. In den Jahren 1813 bis 1819 war er in London tätig und lernte dort das Flammofenfrischen, das sogenannte Puddelverfahren, kennen. Nach Deutschland zurückgekehrt, faßte er den Entschluß, dieses Verfahren in seine Heimat zu verpflanzen, und als er das Baukapital gesichert hatte, tat er sich mit seinen Vettern Remy auf der Nasselfein bei Neuwied zusammen, um dort einen Puddelofen zu errichten. Bekanntlich kam dort im Jahre 1824 der erste Puddelofen Deutschlands in Betrieb. Meinungsverschiedenheiten tiefgehender Natur mit seinen Vettern veranlaßten Ferdinand Reiny jedoch, eigene Wege zu gehen und in Alf an der Mosel selbst ein Hüttenwerk zu bauen. Die Vorbereitungs- und Bauarbeiten dauerten jedoch bis in das Jahr 1827 hinein, so daß der erste Puddelofen des neuen Werkes erst am 5. Juni 1827 in Betrieb kam. Das dort gewonnene Stabeisen wurde zu Flach-, Quadrat- und Rundeisen ausgewalzt und meist von der Kleineisenindustrie als Rohstoff gern gekauft. Im Jahre 1838 wählte das Alf der Schienen für die Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn. Das obenstehende Bild zeigt einen Schattentriß Ferdinand Reiny's, der am 12. April 1848 das Zeitliche segnete.

12. 1. 1727 starb zu Leipzig der Mechaniker Jacob Leupold. Sein Vater war ein vielseitiger Handwerker, und auch Jacob wurde von



Pumpe (sogenannte Wasserzange) von Leupold.
Aus: Lh. Beck, Beiträge zur Gesch. d. Maschinenbaues. Berlin 1829.

seinem Vater zum Handwerk bestimmt. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er jedoch die praktische Tätigkeit aufgeben, und so sehen wir ihn denn auf der Zwickauer Schule, auf den Universitäten zu Jena, Wittenberg und Leipzig, wo er Theologie studierte. Die bedrängte wirtschaftliche Lage, in der sich Leupold befand, zwang ihn, Unterricht zu geben, unter anderem auch Mathematikunterricht an Studenten und Unterweisung in der Baukunst, die einige Mauer- und Zimmerleute bei ihm erhielten. Dieser Unterricht war die Veranlassung, daß er von der Theologie abging und sich ganz den mechanischen Wissenschaften widmete. 1699 eröffnete er in Leipzig eine Mechanikerwerkstätte und gab nebenbei noch Mathematikunterricht. 1705 baute er seine erste verbesserte Luftpumpe, von der er bis zum Jahre 1726 insgesamt 30 herstellte. Der Ruf seines Wissens und Könnens verbreitete sich immer mehr; aus der mechanischen Werkstätte war ein „mechanisches Laboratorium“ geworden. 1715 wurde er von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin zum auswärtigen Mitgliede ernannt. Leupolds Bedeutung für die Geschichte liegt in der von ihm unter dem Titel „Theatrum machinarum“ herausgegebenen Maschinenbaukunde; die insgesamt neun Bände umfaßt.

Carl Poensgen.

Zu seinem 100. Geburtstag am 27. Januar 1938.

Der Begründer der Industrie der schmiedeeisernen Rohre in Deutschland ist Albert Poensgen (1818 bis 1880), der dem Düren-Kaldenkirchener Zweig der bekannten rheinischen Industriellenfamilie entstammte. Anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lernte er in England die Herstellung geschweißter Gasrohre kennen und legte daraufhin in Mauel bei Gemünd in der Eifel die erste deutsche Gasrohrfabrik an. Bald aber erkannte er, daß die ungünstige Lage dem Aufstieg des jungen Unternehmens hinderlich sei, und als alle seine Bemühungen, die Eifel durch eine Eisenbahn verkehrstechnisch zu erschließen, vergeblich waren, verlegte er im Jahre 1860 seine Fabrik nach Düsseldorf. Gleichzeitig mit ihm, aber vorläufig noch getrennt, siedelte die seit 1840 bestehende Firma Reinhard Poensgen mit ihrem Puddelwerk, Stab-, Bandedisen- und Drahtwalzwerk, als Lieferantin der Röhrenstreifen, nach Düsseldorf über. Bei dieser Firma trat im Dezember 1860 als Volontär Carl Poensgen ein.

Am 27. Januar 1838 als Sohn eines Hüttenbesizers geboren, verlor Carl Poensgen bereits in jungen Jahren seine Eltern und wurde von Verwandten erzogen. Er besuchte das Gymnasium in Duisburg, die Gewerbeschule in Köln sowie die Bergakademie in Freiberg und später in Leoben, wo Peter von Tunner sein Lehrer war. Gerade dieser Leobener Zeit hat sich Carl Poensgen in späteren Jahren gern erinnert. Verstand doch Tunner wie kaum ein anderer Lehrer, seine Schüler mit dem Lehrstoff nicht nur durch fesselnde Vorträge, sondern auch durch häufige Exkursionen zu den österreichischen Hüttenwerken vertraut zu machen. Gleichzeitig studierten damals in Leoben auch Josef Massenez, der mit Pils das Thomasverfahren in Hoerde, und Eduard Meier, der das gleiche Verfahren anfangs der 1880er Jahre in Oberschlesien einführte; beide sind Träger von Namen, die in der Geschichte des deutschen Eisenhüttenwesens guten Klang haben.

Nach einjähriger praktischer Tätigkeit in Düsseldorf gründete Carl Poensgen in Gemeinschaft mit Friedrich Giesbers unter der Firma Fr. Giesbers & Co. in Gemünd in der Eifel ein Bessemer-Stahlwerk. Diese Kühnheit des jungen Eisenhüttenmannes kann gar nicht genug unterstrichen werden. Hatte doch das Bessemer-Verfahren nach den anfänglichen großen Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte, zu vielen Mißerfolgen geführt, nicht allein in England, sondern auch in Deutschland, und zwar auf der Königshütte in Oberschlesien. Erst als Göran Fredrik Göransson in Schweden aus phosphorfreiem Dannemora-Roh Eisen brauchbaren Stahl erzeugt hatte, schwand das Mißtrauen gegen das neue Verfahren nach und nach. Auch Carl Poensgen scheiterte mit seinem Verfahren schließlich am Phosphorgehalt des Roheisens, der bis dahin überall die Ursache des Mißerfolges gewesen war. Denn auch das Eiseler Eisenerz und damit das Roheisen hatten hohen Phosphorgehalt. Aber Poensgen ließ sich nicht entmutigen. Er reiste nach England, um durch Studien bei Henry

Bessemer selbst die Ursachen seiner Fehlschläge zu ergründen. In seinen Bestrebungen, das neue Verfahren unbedingt nach Deutschland zu verpflanzen, hatte er aber erst Erfolg, als er das Werk unter der Firma Carl Poensgen, Giesbers & Co. im Jahre 1864 nach Düsseldorf verlegte und aus englischem Roheisen in zwei kleinen Konvertern Stahl erzeugte. War damit, zeitlich gesehen, Alfred Krupp der erste, der das Bessemer-Verfahren mit Erfolg in Deutschland einführte, so gehört Carl Poensgen aber unbedingt in die Reihe der Pioniere dieses Verfahrens. Unermüdlich war er damit beschäftigt, das Verfahren selbst und seine Anwendung zu verbessern und zu vereinfachen. Carl Poensgen begann im Jahre 1864 mit zwei Arbeitern und sechs Tagelöhnern; nach einem Jahre war die Kopffzahl bereits auf fünfzig, nach sieben Jahren auf dreihundert gestiegen. Die anfängliche Erzeugung des Werkes betrug 1500 Tonnen Stahl jährlich.

Im Jahre 1871 trat Carl Poensgen aus dem Unternehmen, dem späteren Oberbiller Stahlwerk, aus und beteiligte sich an dem eingangs erwähnten Röhrenwerk von Albert Poensgen, das zwei Jahre später mit dem Puddel- und Walzwerk von Reinhard Poensgen unter der Firma Düsseldorf-Röhren- und Eisenwalzwerke vereinigt wurde. Mit einbegriffen in diese Firma war das bereits vor der Vereinigung in Angriff genommene, in Düsseldorf-Lierenfeld gelegene Puddel- und Blechwalzwerk, dessen anfängliche Jahresleistung 9000 Tonnen betrug, die im Verlauf von zwanzig Jahren auf 23 000 Tonnen gesteigert wurde. In dem rasch zum Großbetrieb gewordenen Unternehmen konnte Carl Poensgen die volle Kraft seiner Mannesjahre zu erfolgreicher Arbeit verwenden. 1897 begann man mit dem Bau eines Siemens-Martin-Stahlwerks, das zunächst 35 000 Tonnen, beim Tode von Carl Poensgen die vierfache Menge erzeugte. Im Jahre 1910

wurden die Düsseldorf-Röhren- und Eisenwalzwerke mit dem „Phoenix-Aktiengesellschaft“ vereinigt, der im Jahre 1926 zu den Gründerwerken der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“ gehörte. Heute sind sie ein wesentlicher Bestandteil der „Deutschen Röhrenwerke, Aktiengesellschaft, Düsseldorf“. Zu Ehren der Begründer der Röhrenindustrie tragen die Lierenfelder Anlagen des Unternehmens den Namen „Werk Poensgen“.

Carl Poensgen hatte das seltene Glück, den industriellen Aufstieg Deutschlands nicht nur mitzuerleben, sondern tatkräftig daran mitzuarbeiten. Aber auch der Abstieg von der stolzen Höhe zur Ohnmacht blieb ihm nicht erspart. Zeit seines Lebens ist er eine schlichte, einfache Natur geblieben; ein ruhiges und besonnenes Urteil war für seine Wesensart bezeichnend. Er starb im hohen Alter von 83 Jahren am 3. November 1921.

H. Dickmann.

Schrifttum: Nachruf in „Stahl u. Eisen“ 41 (1921) S. 1839; Ernst Poensgen: Düsseldorf - Die Familie Poensgen - Die Röhrenindustrie. In: Zeitschrift für F. E. R. Poensgen, 25 Jahre Präsident der Industrie- und Handelskammer Düsseldorf, 1932, S. 15/19; Heinrich Kelleter: Die Geschichte der Familie Poensgen. Düsseldorf 1908; Alf Stüber: Die Entwicklung der Eisenindustrie in Düsseldorf. Düsseldorf 1925.



Der Russknocker

Neujahrsspruch-Bilderrätsel.



Wenn man diesen Neujahrsspruch richtig lesen will, muß man die einzelnen Zeichen über den Buchstaben beachten.

*

Karrierätsel.

(Gesetzlich geschützt.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16		
17	18	19	20	21	22	23		
24	25	26	27	28	29	30		
31	32	33	34	35	36	37		
38	39	40	41	42	43	44		
45	46	47	48	49	50	51	52	53

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben von 1 bis 53, fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Wilhelm Raabe.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | | | |
|--------------------------------|----|----|----|----|----|-------|
| 1. Trauerspiel von Shakespeare | 21 | 28 | 16 | 9 | 11 | 12 |
| 2. Stadt an der Weser | 7 | 27 | 14 | 24 | 17 | 1 |
| 3. Himmelskörper | 49 | 5 | 52 | 27 | 53 | |
| 4. Faserpflanze | 15 | 11 | 19 | 30 | 25 | 29 |
| 5. Kleines Boot | 18 | 28 | 3 | 26 | 32 | 23 |
| 6. Alte Schutzwaffe | 34 | 35 | 36 | 8 | 47 | 13 |
| 7. Preussische Provinz | 4 | 37 | 39 | 45 | 48 | 33 |
| 8. Tonkliese | 44 | 46 | 40 | 41 | 50 | 29 |
| 9. Asiatisches Reich | 43 | 51 | 42 | 38 | 46 | |
| 10. Handwerker | 6 | 20 | 4 | 31 | 2 | 22 10 |

Blick ins neue Jahr.

	zen	min						
	gan	frie						
	al	nacht	ber	sei				
	ge	deu	gen	den				
	le	die	ibr	weib	weib	ge		
	auf	nie	nachts	fer	ist	bringt		
voll	in	ta	sel	stret	stern	der	grüßt	
es	mit	o	der	schon	nachts	du	du	
	ban	nat	ge	oer	li	uns		
den	höer	ibr	fern	weib	der	zeit	se	
gen	und					ge	wie	

*

F. C.

Lösungen aus dem Dezemberheft.

Rösselsprung.

Vom Himmel in die tiefsten Kläfte
Ein milder Stern herniederlacht:
Vom Tannenwalde steigen Däfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit!

Silbeneinschrätsel.

1. Diadem. 2. Netter. 3. Braten. 4. Basalt. 5. Finale. 6. Vassin.
7. Gerber. 8. Gewehr. 9. Bisum. 10. Lender. 11. Berlin. 12. Saline.
13. Hebron. 14. Defekt. 15. Brahma. 16. Jagort.

Die Tat allein beweist der Liebe Kraft.

Spiel mit Buchstaben.

1. Wder. 2. Humor. 3. Träg(er). 4. T(od). 5. (W)iese. 6. G(e)le.
7. Mü(ß)e. 8. Rab(e). 9. Gründe. 10. H(a)in. 11. Weg. 12. (M)und.
13. Lehr(e). 14. Sie(g). 15. Mi(st). 16. iht. 17. Em(u). 18. (Z)eig.
19. Ne(u)n. 20. Leid. 21. Spiel. 22. (E)en.

Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eignen Leid spielen.

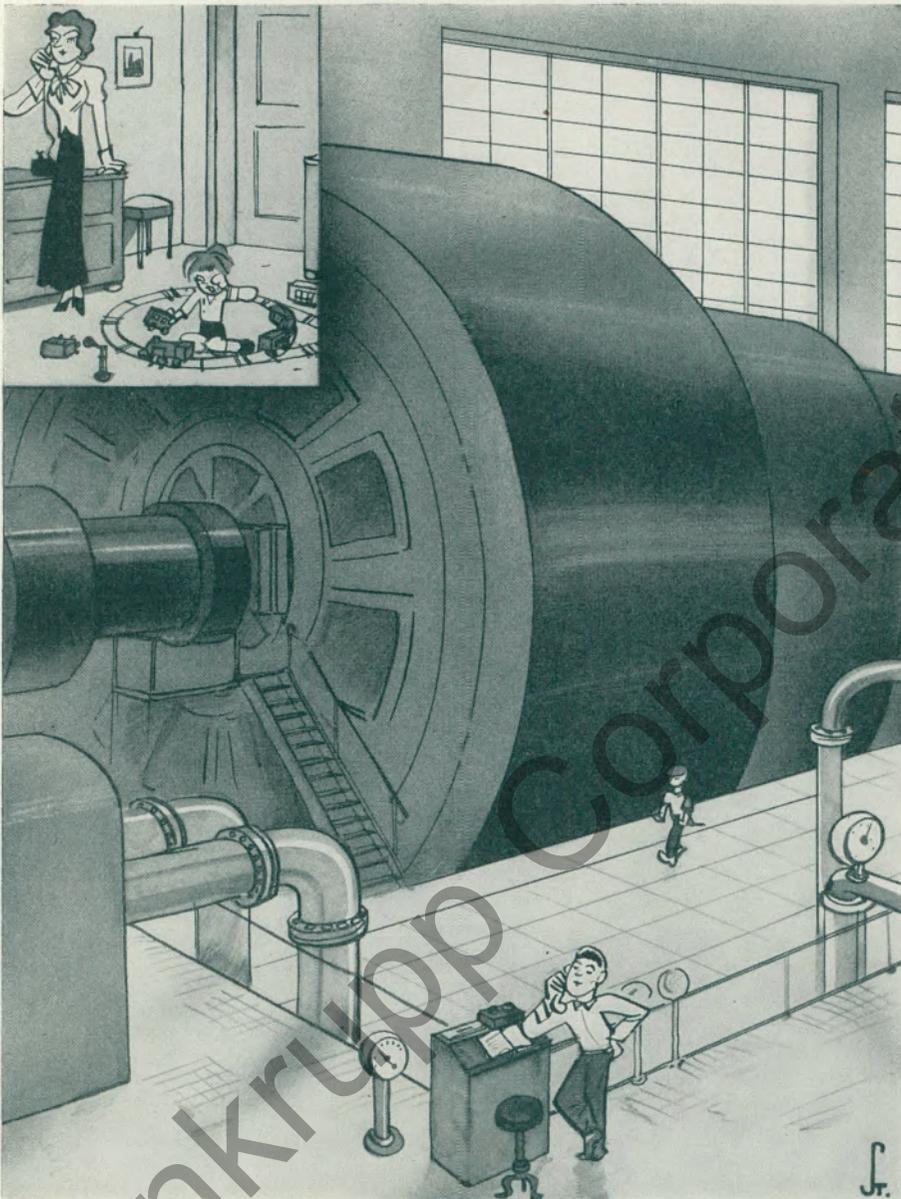
*

Die Quelle.

Die dem im Dezemberheft veröffentlichten Aufsatz „O heilig Herz der Völker, o Vaterland...!“ beigelegten Ausschitte aus alten Deutschlandkarten sind dem Büchlein „Alte deutsche Landkarten“ von Dr. Edgar Lehmann entnommen. (Aus der Sammlung „Bunte Bändchen“, Verlag Bibliographisches Institut Leipzig. Preis 90 Pf.)

Die Bolanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingelassenen Spottvögel



„Bedaure, hier im Werk laufen alle Maschinen, also muß die Störung doch wohl an der Lokomotive liegen.“

Götterdämmerung. Auf der Bühne entreisst Siegfried Bränhilde den Ring. Bränhilde kämpft verzweifelt.

Neben mir sitzt ein junges Brautpaar. Plötzlich die Braut, leise: „Siehste, Erich, die wehrt sich!“ (Berliner Illustrierte.)

Der Lehrer fragt das Arztböhnchen: „Na, Heinz, was bringt der Weihnachtsmann?“

„Nichts, der ist krank, der hat Bronchitis.“

„Was???“

„Ja, mein Vater hat gesagt, der Weihnachtsmann, der wird euch dieses Jahr was huffen.“ (Koralle.)

„Du fängst jetzt an, noblig zu werden. Hannes. Jetzt streichst du dir das Butterbrot gar auf beiden Seiten auf.“

„Seh' i nit ein, warum net? I hab mei Unterklipp grad so gern als mei Oberklipp!“ (Koralle.)

Ein Dorf in Rheinhessen hat einen neuen Pfarrer erhalten. Dieser schätzt als Leckerbissen besonders die Weinbergschnecke. Ein Einwohner des Dorfes wird eines Tages von einem aus der Nachbargemeinde gefragt: „Na, wie seid ihr denn zufrieden mit dem neuen Pfarrer?“

„Dch, der is scho recht, der frisst 's Ungeziefere weg!“ (Münchener Illustrierte.)

Hans hat seinen kranken Lehrer besucht. Vor dem Haus erwartet ihn sein Klassenkamerad Peter.

„Na, wie geht's ihm?“ erkundigt er sich bei Hans.

„Ach, keinerlei Hoffnung, Peter, übermorgen kommt er wieder zum Dienst.“ (Kölnische Illustrierte.)

„Herr Kandidat“, fragt der Professor, „in welcher Verbindung löst sich Geld am schnellsten auf?“

„In der ehelichen, Herr Professor!“ (Woche.)

„Du“, meinte der eine Stift zum anderen, „unser Prinzipal scheint mich in seine Familie einführen zu wollen!“

„Mensch, du schwindelst!“

„Nee, nee, er sagte nämlich, wenn ich nicht besser aufpassen würde, würde ich ihn näher kennenlernen!“ (Münchener Illustrierte.)

Der Unteroffizier steht vor seiner Mannschaft. „Sagen Sie mal“, fragt er einen, „was sind Sie eigentlich von Beruf?“

„Ich bin Doktor der Philosophie.“

„So, so, na, dann können Sie mir gewiß kurz verraten, was eine Idee ist?“

„Jawohl, Herr Unteroffizier. Eine Idee ist die Gestaltung eines Gedankens, Platos ‚Ideenlehre‘ gibt uns darüber genauen Aufschluß. Auch andere Philosophen, wie Kant, Aristoteles und andre haben uns Wertvolles darüber hinterlassen. Eine Idee kann ...“

„Ausgezeichnet, Herr Doktor, also nehmen Sie mal Ihr Gewehr eine Idee höher!“ (Illustrierter Beobachter.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 28.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unvollständige Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.